

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

19. Fünfzig Jahre im "köstlichen Amte" 1683-1733 und ein halbes Jahrhundert preußischer Hofprediger 1691-1741.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Zweigen desselben (seit Jahren stand Jablonski dem Dessauer Hofe nahe) beständig mit gnädigen Augen ansehen, dieselben mit dem reichsten Segen seiner rechten Hand milddigst überschütten und Selbstn mit Gnaden krönen wolle wie mit einem Schilde.“

19. Fünfzig Jahre im „köstlichen Amte“ 1683–1733 und ein halbes Jahrhundert preussischer Hofprediger 1691–1741.

Vor zweihundert Jahren war man auf das festliche Begehen einer willkürlich angelegten Zahl zurückgelegter Lebens- oder Berufsjahre noch nicht in dem Grade erpicht wie heutzutage, wo selbst die römische Kirche nicht einmal den Ablauf des ersten Vierteljahrhunderts der Amtstätigkeit ihres gegenwärtigen Oberhauptes abwarten kann, sondern ein Jahr früher die ganze katholische Welt und selbst über deren Grenze hinaus zur Feier aufruft, wohl aus Besorgnis, sie und auch die päpstliche Kasse könnten bei dem hohen Alter des Jubilars um das Fest und seinen erwarteten Goldregen an Peterspfennigen kommen.*) Jablonski hat die selten erreichte Zahl fünfzigjährigen „Dienstes am Worte“ noch beinahe um ein Jahrzehnt überschritten; er hat — meines Wissens ein vereinzelter Fall — ein volles halbes Jahrhundert hindurch die Vertrauensstellung eines preussischen Hofpredigers inne gehabt, seine geistliche Laufbahn unter dem Großen Kurfürsten begonnen und unter Friedrich dem Großen abgeschlossen, und dennoch habe ich trotz eifrigen Nachforschens keine Spur auffinden können, daß man auch nur in den nächsten Kreisen einen der vielen Gedenktage festlich begangen hätte. Ferne liegt es, die vermeintliche Versäumnis hier in der Lebensbeschreibung des auserwählten Rüstzeuges gut zu machen. Dem schlichten, anspruchslosen Wesen des an Lebens- und Amtsjahren hoch hinaufgekommenen evangelischen Geistlichen würde es nicht entsprechen, dagegen wie Huldigung einer modernen Richtung auszuweisen, die als eine krankhafte zu verwerfen ist und von der sich unsere evangelische Kirche loszusagen hat. Die beiden Halbjahrhundert-Angaben an der Spitze dieses Abschnitts wollen nichts anderes als nur zwei Sammelnamen zur Aufnahme dessen sein, was aus dem Leben und der Arbeit des Geistlichen

*) Dies Wort drängte sich unwiderstehlich an dem Tage in die Feder und auch auf das Papier, an welchem die Zeitungen die Nachricht von dem Beginn der Huldigungen im Vatikan brachten, und wie selbst aus evangelischen Landen besonders ausgewählte hochgestellte Vertreter Glückwünsche und Geschenke dem Papste zu dem verfrühten Feste übermittelten.

und Hospredigers nach dem bereits Berichteten noch erwähnenswert ist. Die ersten zehn in Magdeburg, Bissa und Königsberg verbrachten Amtsjahre sind in besonderen Abschnitten erzählt (S. 85—118); aus dem reichbewegten Leben in Berlin (1693—1741) ist manches nachzutragen, wofür die Schilderung der vielseitigen Tätigkeit keinen passenden Raum geboten hat.

In eine für die Entwicklung Berlins ungemein fesselnde Zeit fällt die Jahrzehnte lange Wirksamkeit Jablonskis in der preußischen Hauptstadt. Mit einem für Land und Leute aufgeschlossenen Sinne, dem nicht Menschliches fremd bleiben durfte, war er ein aufmerksamer Beobachter des staunenswerten Wandels, der sich unter seinen Augen vollzog und die ihm gewiesene, bald auch lieb gewonnene Heimstätte zu einer Königstadt umgestaltete. Als Jablonski in Berlin einzog, war der steinerne Festungsring eben fertig geworden, der ein bescheidenes, märkisches Landstädtchen, den zeitweiligen Wohnsitz der Kurfürsten von Brandenburg, zum Schutz und Trutz seiner Bewohner einschloß. Als er nach Jahrzehnten abgerufen wurde, hatte die mächtig aufblühende Stadt den einschnürenden Gürtel gesprengt; die Wälle waren abgetragen, die Gräben zugeschüttet und weithin ins Feld und umgebende Ackerland hatte Berlin seine Straßenzeilen ausgestreckt, um Raum für eine rasch sich mehrende Einwohnerzahl zu gewinnen. Man merkte, wie die aufquellende Lebenskraft, die der Große Kurfürst seinem Volke eingefloßt, nun auch in der Hauptstadt des neuen Königreiches und seinen Bauten nach entsprechendem Ausdruck rang und ihn auch zu gewinnen begann.

Dem Sohne des Großen Kurfürsten war die Aufgabe zugefallen — wir haben bereits früher darauf hingewiesen —, auf dem von dem Vater in den märkischen Sandboden und tief in das Herz seiner Völker gelegten Grundstein des neuen Reiches weiter zu bauen. Der ihm gewordenen Veranlagung und Neigung, ebenso dem zumal von Frankreich beeinflussten Zeitgeist entsprechend war der letzte Kurfürst von Brandenburg bestrebt, auch in äußerer, glänzender Prachtentfaltung den fremden Mächten und seinen Untertanen vor Augen zu stellen, zu welschem einem Staatsbau der Vater mit der überlegenen Kraft eines Titanen den Grund gelegt und daß er, der Nachfolger, pietätvoll den Bau im Anschluß an den Riß seines Schöpfers auszuführen gewillt sei. Darinnen ruht die Größe und auch Bedeutung des ersten Königs in Preußen. Kunstliebend rief er die Künste auf, seine Hauptstadt würdig der künftigen Stellung des Reiches zu gestalten und auch zu schmücken. Lauter, eindringlicher, mannhafter als die weichere Sprache der Musik und Malerei verkündet der von eines Künstlers Hand besetzte Stein kommenden Geschlechtern die emporsteigende Größe eines zur Macht berufenen Volkes; Baumeister und Bildhauer sind

die erwählten Meister, den dauernden Stein für solche Kunde berecht zu machen. Wie Friedrich III. eine Reihe hervorragender Staatsmänner aus der Schule des Vaters vorfand und sie pietätvoll in den unterwiesenen Bahnen fortwirken ließ, so auch recht bedeutende Künstler, die der Vorgänger teils aus Holland herbeigerufen, teils mit scharfem Blick da und dort in Deutschland aufgespürt und in seine Hauptstadt gezogen und denen nun größere Aufgaben zur Umgestaltung und Verschönerung der Hauptstadt eines Königreichs übertragen wurden.

Dem Kunstsinigen ist es eine Lust, Meisterwerke, wie sie jetzt in rascher Folge unter dem prachtliebenden, schaffensfreudigen Kurfürsten und König in Berlin sich erhoben, in allmählichem Fortschreiten entstehen zu sehen. Der hauptsächlichste Meister des Festungsbaues, Memhard, war bei der Übersiedelung Jablonskis noch vor Vollendung des Werkes gestorben; aber sein großer Kunstgenosse Nering, der Schöpfer wohl des schönsten Teiles der Festung, des Leipziger Torres, stand in voller, reicher Schaffenskraft, durch das hohe Vertrauen seines Kurfürsten mit immer großartigeren Aufträgen bedacht. Von ihm der Plan des Zeughauses, das Kunstkenner als eines der vollendetsten Bauwerke auch noch des heutigen Berlins preisen; von ihm der Plan der Parochialkirche, in deren Anlage sich das lebhafteste Bestreben bekundet, evangelischem Gottesdienst zu einem entsprechenderen Ausdruck auch im Bau zu verhelfen, als es die überkommenen römischen Kirchen vermögen. Der Grundsteinlegung beider Bauten im Todesjahr des Meisters (1695) konnte der junge Hofprediger beiwohnen. Allen zuvor ist aber hier der geniale Schlüter zu nennen, eine Künstlernatur gleich groß als Baumeister wie als Bildhauer, auf beiden Gebieten Schöpfer von Meisterwerken, die von nicht wenigen Kunstverständigen auch unserer Zeit als das Vorzüglichste gepriesen werden, was Berlin an monumentalen Bauten, an hervorragenden Denkmälern als einen unvergänglichen, von hoher Schönheit verklärten Schmuck besitzt. Wir wissen, daß Jablonski den Meister in seiner Werkstätte besuchte, um das Standbild des Großen Kurfürsten noch während des Entstehens zu besichtigen. An dem Neubau des Zeughauses führte ihn oft sein Weg vorüber, wenn er aus der Dorotheenstadt durch das neue Tor und über die Hundebücke, zwischen denen der Bau aus der Erde emporstieg, heim in die Klosterstraße ging. Ihm öffnete sich der Zugang in den Hof und konnte er da des Meisters Ausführung der Köpfe sterbender oder im Tode erstarrter Krieger bewundern, die Schlüter, dem die Fortsetzung des Baues übertragen war, als Kartuschen an den Schlußsteinen der Erdgeschosöffnungen anbrachte, Kunstwerke, die wohl an die Laokoongruppe erinnern, würdig mit Schöpfungen Michel Ange los verglichen zu werden.

Noch eingehender, fast von Tag zu Tag, war es Jablonski möglich, den großen Meister bei dem ihm übertragenen Umbau des Schlosses

zu beobachten. Mehrmals in der Woche kam er dahin, um den heranwachsenden Töchtern des Grafen Alexander Dohna, des Oberhofmeisters des Kronprinzen, Konfirmanden-Unterricht zu erteilen; er blieb dann in der Regel auch zum Frühstück bei der ihm befreundeten Familie im Schloß. Durch sie erhielt er leicht Zugang zu den königlichen Prachträumen, in denen Schlüter am Werke war, die Türaufsätze, die reich ausgeführten Decken der Paradesäle mit so formvollendeten Schöpfungen dekorativer Kunst zu schmücken, daß sie wohl verdienen, mit den Totenmasken im Zeughaus verglichen zu werden, um die ganze Vielseitigkeit des Künstlers von Gottes Gnaden zu erkennen. Eine riesenhafte Aufgabe, die Schlüter gestellt wurde, als er 1699 die Berufung zum Schloßbaudirektor erhielt. Was der Kurfürst vorgefunden, genügte nicht den gesteigerten Bedürfnissen seiner glänzenden Hofhaltung, entsprach auch nicht dem, was ihm für die Wohnstätte eines Königs geboten erschien. Die einzelnen Teile des Schlosses waren zu verschiedenen Zeiten entstanden, einige in Kämpfes- und Notzeiten, die keine schönheitsvolle, aber immerhin kostspielige Kunst beim Bauen zuließen. Dies alles niederzureißen und einen neuen, einheitlich geschlossenen Bau auszuführen, verbot die Pietät gegen die Vergangenheit und hätte Mittel beansprucht, welche das Land nicht bieten konnte. So bekam der neue Baudirektor den Auftrag, die verschiedenartigen Teile zu einem einheitlichen Ganzen umzugestalten und auch um ein Bedeutendes den Bau nach Westen hin zu erweitern. Einen prächtigen, großartigen Entwurf überreichte zunächst der geniale Künstler; wäre er zur Ausführung gelangt, so würde Berlin wohl den schönsten Schloßbau der Neuzeit in groß gedachter Umgebung besitzen. Er mußte ihn ändern, während er rüstig an dem leider nun der Betrachtung entzogenen Seitenflügel des Hofes arbeitete. Dann kam das Unglück mit dem dem Einsturz drohenden Münsturm, in Folge davon die Ungnade des Königs. Leitung und Ausrichtung des gewaltigen Baues nach den bestätigten neuen Plänen Schlüters gelangte in andre Hände. Nur langsam ging der kostspielige Bau vorwärts. Friedrich Wilhelm I. drängte auf Beschleunigung, auf Abschluß des großen Erweiterungsbaues nach Westen hin, wie er auf uns gekommen ist.

Die Fortführung der Südseite des Schlosses von der Breite- zur Brüderstraße machte Eingriffe in den Dombesitz nötig. Es war kein Verlust; Jablonski wird nicht bedauert haben, als 1716 der plumpe, ungefüge Glockenturm an der Chorseite des Domes etwa da, wo heute das „Forkenbecken“ steht, abgebrochen wurde. In dem gleichen Jahre erforderte der Aufbau des nach Westen verlängerten Schlosses an Stelle des niedergerissenen Altansgebäudes die Auflassung des Kirchhofes an der Nordseite des Domes, so daß nun auch hier, gleichlaufend mit der Domgasse, eine gepflasterte Straße das Schloß vom Dom trennte. Die Ge-

beine der auf dem eingegangenen Friedhof beerdigten Gemeindeglieder wurden sorgfältig gesammelt und in einem gemeinsamen Grabe an der Kirchhofmauer der andren reformierten Parochialkirche beerdigt. Jetzt wäre der geeignete Augenblick zur Ausführung des schönen Schlüter'schen Planes gewesen, den alten, baufälligen Dom niederzulegen und, um dem Neubau des Schlosses den freien Blick nach dem erweiterten Schloßplatz zu öffnen, den geplanten Neubau des Domes bis zur Spree hin vorzurücken (vgl. S. 128). Es fehlten die Mittel; die Umgestaltung des Schlosses hatte alle verfügbaren Gelder und mehr als sie beansprucht. Wenigstens gründlich ausgebessert und aufgefrischt wurde die alte Kirche, damit sie noch bis zu einer günstigeren Zeit ausbauere. Die beiden Türme nach dem Flusse hin mußten 1717 abgetragen, das hochragende Kirchendach gründlich ausgeflickt werden. Sowohl nach der Schloßseite wie nach der Domgasse wurden „zierliche“ Türen gebrochen, die gotischen Strebepfeiler zwischen den drei großen Fenstern soviel möglich „ausgezieren“; wie? kann ich nicht sagen. Eine bessernde Hand wurde auch im Innern angelegt. Der König und sein Haus erhielt ein neues Gestühl gegenüber der Kanzel; seit dem Abbruch des Altars hatte er keinen unmittelbaren gedeckten Zugang aus seinen hochgelegenen Wohnräumen des Schlosses in den Dom und auf die ihm bewahrten Plätze. Eine dritte Empore wurde über dem alten „Fürstenchor“ angelegt und vor dem dortigen Fenster eine neue Orgel aufgestellt. Die Männer und Frauen saßen, wie es in reformierten Gemeinden vielfach gebräuchlich, auf getrennten Bankreihen; nach der Schloßseite hin konnten nun die drei offenen Fenster nach unten zur gleichen Höhe wie die Fenster nach der Domgasse verlängert und damit den Frauen mehr Licht zum Lesen des Gesangbuchs gegeben werden. Sämtliche Emporen wurden weiß und gelb angestrichen, der ganze Innenraum der Kirche frisch geweißt; er war dessen dringend bedürftig.

Mit einer andern Umgestaltung in der Umgebung des monumentalen Schloßbaues konnte sich Jablonski so wenig wie die Mehrzahl der Berliner zufrieden geben. Der „Soldatenkönig“ wandelte den prächtigen Schloßgarten, für die in die Festung eingeschlossenen Berliner ein fast unentbehrlicher Lustgarten, in ein Paradiesfeld für seine Soldaten um. Ihren Nebenungen von seinem Fenster aus oder auf dem märkischen Sandboden der früheren Blumenanlagen zuzusehen, war ihm liebere Augenweide als die müßigen Spaziergänger zwischen den Baumwänden und grünen Beeten. Das einstige Ballhaus auf dem Platze wurde niedergerissen; an der Stelle, wo Friedrich der Große den neuen Dom bauen ließ, durfte „Monsieur Olivier“ für die Offiziere ein Kaffee mit Billard einrichten; heutzutage hätten wir vielleicht zu sagen: ein Offizierskafino eröffnen. Die vielgepriesene „Muschelgrotte“ wurde zunächst für eine

Tapetenfabrik umgestaltet; die dünkte den König nutzbringender als ein Lusthaus für Müßiggänger, die er nicht leiden mochte. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde das Fabrikgebäude den Kaufleuten zur Börse überlassen. Unser Hosprediger mit seiner Freude an der Natur und Gartenanlagen hatte die ihm in heißen Sommertagen so erwünschte Erholungsstätte und auch den oft benutzten Vergungsort eingebüßt, an dem er schon des Morgens in der Frühe störenden Besuchen entgehen und in dessen schattigen Laubgängen ein stilles Plätzchen zum Lesen finden konnte. Der Lustgarten war ihm geworden, was fast 200 Jahre später unfrem „Soldatenpfarrer“ Emil Frommel der dem Garnisonsparrhaus gegenüberliegende „Großfürst Alexander“ gewesen. *)

Zu der Zeit, da die großen Veränderungen am Königsschloß und seiner Umgebung, am Dom und im Lustgarten vor sich gingen, wechselte auch Jablonski die mehr wie zwanzig Jahre innegehabte Wohnung. Was ihn veranlaßte, das Haus in der Klosterstraße zu verkaufen, ist nicht ersichtlich. War es der Wunsch des bejahrten Mannes, dem Dom und damit dem in Köln anässigen Teil der Gemeinde, der Schule, den Behörden, deren Mitglied er war, näher zu kommen? War ihm die Nachbarschaft etwas unruhig oder sein Gärtchen geschmälert worden, seitdem zwei Häuser weiter sein Gemeindeglied, die verwitwete Marie Kornmesser, die nach ihr benannte Waisenanstalt begründet (1720)? **) Genügten die alten Räume nicht mehr oder waren sie ungeeignet bei den in der langen Zeit wesentlich veränderten Familienverhältnissen? Der Verkauf des Hauses, nachdem er einmal beschlossen, muß sich rasch vollzogen haben, noch ehe ein neuer Besitz erworben war. 1721 wohnte der Domprediger noch in der Klosterstraße; dann finden wir ihn während der beiden nächsten Jahre zur Miete im Hause Eiche in der Spandauerstraße, im Jahre 1724 im eignen Hause an der Gertraudenbrücke. Die Gegend dort nach Westen hin war damals in einer völligen Umwandlung begriffen. Schon bei der Festungsanlage mußte auf kölnischer Seite die alte Umwallung erweitert, die dritte Stadt, Friedrich-Werder, in die Anlage mit eingezogen, eine vierte Stadt, die Dorotheenstadt, wenigstens durch ein Hornwerk mit der eigentlichen Festung in Verbindung gesetzt werden. Raum war die Festung fertig, erwies sich auch der erweiterte Gürtel zu eng für die starke Zunahme der Bevölkerung. Der „Vater der eigentlichen Statistik“ gibt an, daß die Einwohnerzahl von Berlin in der Zeit von 1690—1749 sich versiebenfacht habe. **) Für das Jahr 1747

*) Vergl. Frommels Lebensbild (Berlin 1901) II, 83.

**) Vergl. Süssmilch, Berlins schnelles Wachstum und Erbauung. Berlin 1752. Ueber die Bedeutung dieses Oberkonsistorialrats u. Propstes zu Köln in Berlin, vergl. Dettinger, Moralstatistik, I. 100 flg., der dem schlichten, ehrlichen

berechnet er rund 85 000 Einwohner in den sieben Städten oder Stadtteilen (Berlin, Königsstadt, Köln, kölnische Vorstadt, Friedrich-Werder, Dorotheenstadt, Friedrichstadt); der bevölkerteste Teil war bereits die erst von Friedrich III. angelegte Friedrichstadt mit 25 700 Bewohnern in 1450 Häusern.

Sowohl die eingewanderten Hugenotten als auch die später aufgenommenen Böhmen fanden innerhalb der Festung nicht mehr genügenden Raum; zu ihnen gesellte sich die zunehmende Zahl der Landesinder, die auch damals schon dem Zuge nach der Hauptstadt nicht widerstehen konnten. Darum plante der letzte Kurfürst, die Festungswerke im Westen weiter vorzurücken. Die Dorotheenstadt mit eingeschlossen sollten sie längs der heutigen Mauerstraße bis zur Zimmerstraße sich erstrecken, durch dieselbe dann nach der Lindenstraße und weiter zur Spree hin reichen. Der Plan kam zum Glück nicht zur Ausführung, nur noch die abschließende Mauerstraße erinnert an denselben. Die Festung hatte sich überlebt. Weder bedurfte die Stadt eines Schutzes wider Polen, das mehr und mehr von seiner gefahrdrohenden Höhe herabsank, noch auch wider Schweden, seitdem Preußen in den ihm rechtlich zukommenden Besitz von Pommern gelangt und Stettin als ein weit vorgeschobenes Bollwerk wider etwaige Gelüste vom Norden her galt. Auch die Grenzlinie für den geplanten Erweiterungsbau der Festung galt bald als zu eng gezogen. Das Hornwerk um die Dorotheenstadt fiel; die Baumallee unter den Linden wurde weiter vorgeschoben, ebenso die Friedrichstraße bis zum Halleschen Tore, in der Mitte etwa durchschnitten von der neuen Leipzigerstraße. Diese drei Hauptstraßen, die im Westen der erweiterten Stadt den Verkehr mit der Umgebung und der Ferne zu vermitteln hatten, liefen an ihren Endpunkten in große freie Plätze aus, die ihre Namen von der ihnen gegebenen Gestalt erhielten: Viereck (Pariser Platz), Achteck (Leipziger Platz), Rondeel (Velle-Allianceplatz)*). So legte sich vor die unberührt gebliebenen, aber immer mehr vernachlässigten Bollwerke und ihre den Courtinen vorgelagerten Ravelins eine neue Stadt; ihre Straßen wie mit dem Lineal abgemessen, von Osten nach Westen gleichlaufend, nur von der Friedrichstraße in der ganzen Länge der erweiterten Stadtanlage rechtwinkelig durchschnitten. Die heutzutage immer drückender empfundene Verengung

Theologen obige Bezeichnung gegeben. Ich halte die angegebene Zahl für zu groß; das Sechsfache wird der Wirklichkeit näher kommen. Auch bei dieser Annahme ist das damalige Wachstum verhältnismäßig ein stärkeres als in unseren Tagen, in denen die Hauptstadt des Königreichs Preußen Kaiserstadt des geeinten Deutschen Reiches geworden.

*) Die eingeschlossenen neuen Namen erinnern an die große Zeit, in welcher der Namenswechsel stattfand, an den Einzug in Paris, von wo man die Viktoria auf ihrem Viergespann zurückgebracht, an die Völkerschlacht bei Leipzig und an die Entscheidungsschlacht bei Waterloo (Velle-Alliance).

dieser Hauptstraße zwischen der Weidendammerbrücke und Behrenstraße weist noch auf die arge Verschäumnis hin, die alte „Dammstraße“, welche die damals vier Straßen der Dorotheenstadt durchquerte, nicht rechtzeitig unter Friedrich I. zugleich mit ihrer Verlängerung nach beiden Seiten hin verbreitert zu haben. Erst in den letzten Jahren Jablonskis, als schon längst die Friedrichstadt in ihren Straßenzügen und frei gelassenen Plätzen festgelegt und auch angebaut war, als mit der Fertigstellung der neuen Stadtmauer die Festungswerke völlig wertlos geworden, wurde der Befehl zu ihrer Abtragung gegeben. Auch da ein arges, gegenwärtig schier bis zur Unerträglichkeit gesteigertes Verschäumnis! Hätte man doch die Festungsmauern geschleift, die Gräben zugeschüttet und den so gewonnenen Raum zu Spaziergängen für die erholungsbedürftigen Städter umgewandelt, so wäre einer späteren, verkehrsreicheren Zeit der Raum für Straßendurchbrüche geblieben. Aber dem König erschien die Anlage von mit Häusern besetzten Wallstraßen im genauen Zug der verschütteten Festungsgräben nutzbringender. So ist es gekommen, daß alle Straßen von den Linden bis zur Leipziger am Anfang und Ende wie in einer Sackgasse oder auf einem „toten Geleise“ verlaufen und nur die überbelastete Leipzigerstraße die einzige unmittelbare Verbindung aus dem Mittelpunkt der Stadt nach dem Westen für den ins Riesenhafte gesteigerten Verkehr bietet.

Das von Jablonski am 24. Dezember 1722 an der Gertraudenbrücke erworbene Haus, von dem Artilleriehauptmann und königl. Kastellan Uliß von Loßenbach vor ein paar Jahrzehnten in Stein aufgeführt, war eins der drei stattlichen Häuser, die bei der Umgestaltung und wesentlichen Verschönerung des Platzes im Jahre 1739 erhalten blieben. Heute steht an der Stelle das große Kaufhaus „Spittelmarkt.“ Bis zur Anlage der Festung stand die der heiligen Gertraud geweihte Spittelkirche nebst dem dazugehörigen Krankenhaus draußen vor Köln wie dicht vor Berlin die andere dem heiligen Georg geweihte Spittelkirche mit ihrem Pesthause. Jenseits der Brücke gelangte man in das wellenförmige, mit Fenns durchzogene, meist brach liegende Feld; ein Weg an dem Kirchlein und seinem Friedhof vorüber führte nach der Landstraße gen Schöneberg und weiterhin. Der Festungsbau hatte durch ein Bollwerk, in dessen Kehle Kirche und Hospital zu liegen kamen, die alte Straße versperrt; dem Verkehr aus dem Inneren der Stadt ins Freie wurden andere Wege angewiesen, unweit der Gertraudenbrücke durch die neu angelegte Kurfürstenstraße (längst in Kurstraße abgekürzt) nach dem Leipziger Tor und aus der Breitestraße durch die auch damals engen Neumanns- und Spreegassen über die nur für Fußgänger errichtete Jungfernbrücke ebenfalls nach dem in der Courtine zwischen dem Gertraudischen und Goltzischen Bollwerk gelegenen Festungstor. Umwege läßt sich auf die Dauer ein

starker Verkehr nicht gefallen. So war noch Jablonski Zeuge, wie der Platz an seinem Hause durch Niederlegung des Bollwerks Licht und Luft bekam und eine neue hölzerne Brücke (heute die Häuser Leipzigerstraße 51—61, 64—75) über den breiten Graben weg den Verkehr in der alten Richtung nach dem eben entstandenen Dönhofsplatz und in die Leipzigerstraße leitete. Dieser Durchbruch hatte die erwähnte Umgestaltung und Verschönerung des von Jablonski zum Wohnsitz erwählten Platzes zur Folge. 1734 sah er, wie der König das baufällig gewordene Hospital niederlegen und neu, verschönert wieder aufrichten ließ. Der Friedhof um die Spittelkirche ging ein; der ganze, große Platz wurde dem Verkehr frei gegeben und dann dauerte es nicht mehr lange, bis eins nach dem andern die kleinen, armseligen Häuschen verschwanden, um stattlicheren Neubauten Platz zu machen. Beinahe wäre Jablonski noch vor diesen Umbauten aus seinem neuen Hause vertrieben worden. Es lag unweit der Petrikirche, die 1730 ein Raub der Flammen wurde, als gerade der neue Turmbau bis zur Helmstange fertig geworden war. Jablonski berichtet über das Unglück, soweit es ihn berührte, in einem Schreiben an seinen Freund Cassius in Vissa:*) „Zwischen dem zweiten und dritten Feiertag (Pfingsten, in jenem Jahre der 29. Mai) zündete der Blitz die Petrikirche. Die Wut der Flammen kam bis auf zwei Häuser an meine Wohnung. Deshalb brachte ich die Handschriften der Unität in Sicherheit und überließ alles Andere der Fürsorge Gottes. Die beiden ersten Feiertage hatte ich (der Siebenzigjährige) im Schloß und im Dom gepredigt, am dritten wieder vor der Königin mit völlig erschöpften Kräften des Gemütes und Leibes; denn die ganze Nacht hatte ich das Feuer vor Augen.“

Raum war Jablonski in sein neues Haus übergesiedelt, traf ihn die schwerste Einbuße in seiner Familie. Unerwartet riß der Tod die treue Lebensgefährtin ihm von der Seite. Hören wir ihn selbst in einem von mir aufgefundenen Briefe vom 28. Juni 1723 sich einem Freunde gegenüber aussprechen: „Mein Herr Bruder kann wohl denken, daß die unvermutete Zerreißung eines sechsunddreißig Jahre geknüpft gewesenen sehr lieblichen und friedlichen Ehebundes nicht ohne Gewalt und Krachen geschehen konnte. Ich erkenne hiebei meine Schwachheit, wofür es anders eine Schwachheit zu nennen; aber ich muß zugleich die große Güte Gottes preisen, welche mich kräftig stärkt, diese schwere Last zu tragen. Meine gottlob größtenteils erwachsenen Kinder treten an der Mutter Stelle und versüßen durch ihre treuen Dienste mir die *incommoda viduitatis* . . . Durch meinen Verlust bin ich so viel mehr von der Welt und zeitlichen

*) Der Brief befindet sich im Posener Archiv.

Sorgen abgezogen worden und habe mir so viel mehr vorgenommen, den Rest meiner Tage Gott und seinem Dienste zu widmen, sonderlich in der Ausarbeitung der lange projektierten *historia slavonica*, wozu mir die gute Hand Gottes in meinem neuen Hause eine vortreffliche Bequemlichkeit bereitet hat.“ Es war eine glückliche, an Kindern reichgesegnete Ehe, ein innig-schönes Familienleben, das die Inassen des großen Hausstandes führten. Wir haben bereits erwähnt, daß die Frau dem Manne sechzehn Kinder geschenkt, je acht Knaben und Mädchen, das jüngste noch nach der silbernen Hochzeit im Mai 1713. Wie der Vater Gott für jedes neue Kind von Herzen dankt, trägt er, wenn auch mit viel Herzeleid, ergebungsvoll den frühen Verlust von fünf Knaben und vier Mädchen. So macht der in seinem Tagebuch wortkarge Mann bei dem Tode des kleinen Rätchens den Eintrag: „Ein Trauertag! Nach einem wochenlangen Fieber mit zwei Rückfällen hat meine herzliche Tochter Katharina ihre fromme Seele ausgehaucht. Gott, lehre mich merken auf meine Tage.“ Eine recht sorgfältige Erziehung ließ der Vater den Kindern zu teil werden. Sich selbst viel mit ihnen zu beschäftigen, erlaubte der schwere, nach allen Seiten hin sich erstreckende Beruf nicht; auch die Mutter war von der Pflege der kleinen Ankömmlinge allzu sehr beansprucht, um den Größeren die von Comenius geforderte Mutterschule selbst zu bieten. So wurde schon 1700 zur Schulung des ältesten Sohnes ein Erzieher ins Haus genommen, der aus Berlin gebürtige Kandidat Wiedekind, der spätere Hofprediger in Stettin und Küstrin. Als derselbe nach zwei Jahren zum reformierten Prediger nach Stargard berufen ward, trat an seine Stelle der Kandidat Seidel aus Bissa, der 1707 reformierter Pastor in Halberstadt wurde. Gleichzeitig mit Wiedekind ward die Französin Cadelan*) Gouvernante für die fünfjährige Marie; auch die Knaben sollten früh durch den Verkehr mit ihr die Sprache lernen, die damals mit Macht Umgangssprache der Gebildeten wurde. Die Musik durfte in dem Pfarrhause, dessen Ursprünge nach dem sangesfrohen, musikliebenden Böhmen weisen, nicht vernachlässigt werden; die beiden ältesten Söhne, Paul und Daniel, erhielten seit 1705 von dem Lehrer Sommer Unterricht in Verbal- und Instrumentalmusik.

Um des Vaters willen sei es gestattet, auf die heranwachsende Kinder-schar einen kurzen Blick zu werfen. Rechte Freude lebenslang hatte Jablonski an seinem ältesten Sohn Paul Ernst, der von klein auf in den Wegen des Vaters wandelte und sich unter den Gelehrten seiner Zeit keinen unrühmlichen Namen erworben. Mit neunzehn Jahren bezog er (1712–1715) die Frankfurter Hochschule, schon als Verfasser einer Ab-

*) Die Familie ist unter den eingewanderten Flüchtlingen aus Frankreich bei Muret (a. a. O. S. 320) verzeichnet.

handlung über die lykaonische Sprache. Ein sehr reger, zum Teil noch erhaltener Briefwechsel zwischen Vater und Sohn hub nun an. Da wird dem jungen Studenten warm das Lesen der Briefe des antiochenischen Bischofs und Märtyrers Ignatius, eines Schülers des Apostels Johannes, ans Herz gelegt, ebenso die Werke des Tertullian, die man heutzutage wohl selten in den Händen eines Studenten findet. Der Vater versäumt nicht dabei, dem Sohn ein paar goldene Leseregeln des Urgroßvaters Comenius einzuprägen: jedes tüchtige Buch, das man gut kennen lernen wolle, drei Mal zu lesen, zunächst eilig, um einen Überblick des Inhalts zu gewinnen, dann aufmerksam, gründlich, ein drittes Mal mit der Feder in der Hand, um Auszüge zu machen. So habe es auch Tertullian gehalten. Er schickt dem Musensohn die erbetene Gitarre und will sich umsehen, ein Notenheft der Psalmen und Kirchenlieder für dieses Instrument aufzutreiben. 1716 tritt Paul eine Studienreise nach Holland und England an.²⁷⁾ In Utrecht und Leiden scheint sich der tief in orientalischen Sprachstudien versenkte Sohn überarbeitet zu haben. Schwerenützig trifft er in London ein; er ist menschenschau geworden, will sich aus dem Verkehr zurückziehen, irgendwo an einsamem, entlegenem Orte verbergen. Dem mitten im Leben schaffensfreudigen, menschenliebenden Vater macht die düstere Gemütsstimmung Sorge. „Apaga a te morositatem illam,“ so schreibt er ihm, wie immer lateinisch, „fort mit den grämlichen Grillen. Bedenke, daß du nicht nach England gereist bist, um dich daselbst in irgend einem Schlupfwinkel zu vergraben, sondern um Land und Leute kennen zu lernen. Handle jetzt so, wie du einst gehandelt zu haben wünschen wirst, lebe so, wie du demaleinst möchtest gelebt haben.“ Die düstere Wolke zog vorüber. Man will den Gelehrten an eine niederländische Hochschule berufen; der Vater ist nicht dawider, aber doch würde er ihn lieber im Vaterlande sehen. So kam es auch. Im Kreiße Ruppin hatte die angesehene v. Hertefeldtsche Familie auf dem ihr gehörigen Besitz Liebenberg schon vor länger als einem halben Jahrhundert eine reformierte Gemeinde gegründet und ihr die Kirche gebaut. Die durch Berufung des Pastor Stosch zum Hosprediger nach Potsdam frei gewordene Stelle wurde von dem mit dem Berliner Hosprediger innig befreundeten Patron dem Sohne verliehen (1729). Nur ein Jahr blieb er daselbst. Der König wollte ihn predigen hören und zwar über den von ihm vorgeschriebenen Text: 1 Kor. 6, 19. 20. Der Vater sendet dem auf der Kanzel noch etwas Angeübten die Handschrift einer von ihm gehaltenen Predigt, um sie bei der Ausarbeitung zu benutzen. Sie muß dem König gefallen haben. Im Dezember 1720 war in Frankfurt der Professor der hebräischen Sprache gestorben. Um des von dem König in Aussicht genommenen Kandidaten willen wurde die Beschränkung auf die hebräische Sprache erweitert zu einer Professur philologiae sacrae. Am 24. Februar 1721

kann der dem Hause befreundete Minister Marschall dem beglückten Vater melden, daß der König die Berufung von Paul zum ordentlichen Professor der Philosophie, außerordentlichen der Theologie und dritten Pastor an der reformierten Kirche bestätigt habe.

Auch jetzt setzt sich die rührende väterliche Fürsorge fort, nun aber schon wie die eines Freundes zum Freunde. Der Sohn ist unschlüssig, welchen wissenschaftlichen Gegenstand er in seiner akademischen Einführungsrede behandeln solle. „Was meinst du, der du zum Professor der beiden Sprachen der Heiligen Schrift berufen bist, wenn du die Verbindung des Griechischen und Hebräischen feierlich anempfehlen und als unbedingt erforderlich erweisen würdest?“ Und nun führt der Vater den Gedanken weiter so lockend aus, daß der junge Professor sich dafür entschied.*) Ein eifriger brieflicher und auch persönlicher Verkehr beginnt fortan zwischen Berlin und Frankfurt, der sich ununterbrochen und ungetrübt zwei Jahrzehnte bis zum Tode des Vaters fortsetzt. Paul hatte eine Tochter des verstorbenen Geheimrats Berg geheiratet, eine Großtochter des 1691 verstorbenen Berliner Hospredigers Konrad Berg.²⁸⁾ Die Ehe war eine kinderreiche. Im Verkehr mit den Großkindern und der geliebten Schwiegertochter**) lebte der Witwer noch einmal das schöne Leben eines glücklichen Familienvaters, der — ein im beruflichen und brieflichen Verkehr des geselligen Hospredigers nur selten bemerkbarer Zug — mit den Seinen scherzen und die Kinder Herzen kann, wie einst der deutsche Reformator in seinem Daheim. Als dem achtzigjährigen Großvater die Ankunft des siebenten Jungen aus Frankfurt gemeldet wurde, begleitet er seinen Glückwunsch mit den Worten: „ich weiß bei meinem Leben mich zweier solcher Siebengestirne zu erinnern, die ein besondres Licht von sich gestrahlet, die sieben Gebrüder von Brand und von Dandelmänn.^{***)} Die Hand des Allerhöchsten ist noch nicht ermüdet und sein Segen nicht erschöpft; er wolle denselben auch über diesen Brüdern reichlich ausgießen und den lieben Eltern viele Freude an ihnen genießen lassen, wozu, Gott sei ge-

*) Auch lebenswürdiger Humor mangelt dem mir vorliegenden Briefe des eben Großvater gewordenen Dompredigers nicht. Er schließt mit den Worten: *Interim cura ut valeas et elegantem ingenii foetum protrudas, quemadmodum soror tua Irwingiana nudius tertius versus octavam nocturnam filiolum formosam et bene valentem enixa est. Vale.*

**) Am Schluß eines Briefes an den Sohn, schreibt scherzend der Vater: *valo dilectissime cum dilecta costa et pignore.*

***) Zu dem ersten Siebengestirn zählte der Oberhofmeister der Königin Friedrich Wilhelm, Christoph v. B., und der erste Obertribunalspräsident noch unter Friedrich I, Eusebius. Der in den Clementischen Verhandlungen ab und zu genannte Christian v. B., in Schweden, dann in Wien Gesandter, zuletzt Minister, war ein Vetter des Siebengestirns. Das Dandelmännche Siebengestirn ist allgemein bekannt.

lobt, der älteste bereits gute Hoffnung und also den Anfang macht.“ Wie innig und herzlich gerade mit diesem ältesten Sohn das Freundschaftsverhältnis gewesen, ist aus dem ersten Briefe nach dem Tode des Bruders zu sehen. Es heißt da am 18. Mai 1731: „Ich danke herzlich für Eure Teilnahme an dem Heimgang meines inniggeliebten Bruders; noch mehr danke ich dem gütigen Gott, welcher, nachdem er die eine Freude mir genommen, mit einem lieben Bruder mich unterhalten zu können, mir dennoch die andre gelassen, daß ich mit einem lieben Sohn, welchen ich zugleich als einen Kollegen und Mitarbeiter im Weinberge Gottes ansehen kann, vertraulich korrespondieren mag, was wohl in meinem etwa übrigen wenigen Leben meine Haupttröstung und Vergnügung sein wird. Der gütige Gott erhalte uns beide, Einen dem Andern zum Troste, so lange es sein gnädiger Wille ist und es zu seiner Ehre reichen kann.“ Der berühmte Akademiker La Croze — bei dessen Tode (1739) der Kronprinz an Voltaire schrieb: „Der gelehrteste Mann Berlins, ein Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften“ — äußerte den Wunsch, um dem ihm befreundeten Jablonski die „Tröstung“ nahe zu bringen (Frankfurt zu erreichen kostete damals zwei Tage), die erledigte Sekretärstelle bei der Akademie dem Sohne des Präsidenten zu verschaffen; Jablonski bat ihn aber davon abzustehen und riet dem Professor, keinesfalls die seiner Begabung angemessene Stellung in Frankfurt mit dem geringen und auch gering bezahlten (1200 Mkt.) Posten in Berlin zu vertauschen. Er bedurfte solchen Rates nicht; der angesehene Gelehrte blieb auf seinem Lehrstuhl.

Im August 1696 trägt Jablonski die Geburt eines zweiten Sohnes in sein Tagebuch ein mit dem Zusatz, „daß ihm Gott ein gütiger Vater sein und gnädiglich seine Erziehung segnen wolle durch unsren Herrn Jesum Christum.“ Die Lebensbahn dieses Daniel Gottlieb war keine so geebnete wie bei dem Ältesten. Ob die Schuld an dem Knaben lag, vielleicht die Folge minderer Begabung, ist nicht ersichtlich, nur daß der Vater manche sorgenvolle Stunde um ihn gehabt. Gottlieb, der nach dem Frankfurter Matrikelbuch gleichzeitig mit dem Bruder Paul die Hochschule bezogen, muß später umgesattelt und die Landwirtschaft erlernt haben; wenigstens taucht er 1733 als Pächter eines kleinen Gutes auf. Wiederholt hat der Vater den Pachtzins zu zahlen, was ihm neben all den andren Ausgaben eines großen, ausgedehnten Hausstandes und fortwährenden Zuschüssen nach Frankfurt, wo weder Sohn noch Schwiegertochter sparsam haushalten konnten, nicht leicht fiel. Zwei Jahre später gibt der Landwirt die Pacht auf. Mit Mühe, nur dank seiner vielen einflußreichen Verbindungen, gelingt es dem Vater, ihn beim Steueramt einstweilen unterzubringen, bis eine ihm gemachte Aussicht, Gehilfe des Postmeisters in Frankfurt zu werden, in Erfüllung gehe. Ein Jahr vor

Dalton, Jablonski.

27

seinem Tode kann der Greis nach Frankfurt melden: „Es scheint, als wolle die barmherzige Providenz sich endlich auch Eures bisher verlassenen Bruders in Gnaden erinnern und ihm zu einem Stück Brotes verhelfen. Ich hatte letzten Sonntag (17. Januar) das Glück, Seine Majestät in der Predigt zu erbauen und ließ mir der König durch H. v. Marschall*) seine Zufriedenheit andeuten. Dieser mein gütiger Patron riet mir, die Gelegenheit zu benützen, um die bei der Kammer**) frei werdende Stelle für den Sohn zu erbitten. Ich tat es am Dienstag, und erhielt andern Tages einliegendes allergnädigstes Antwortschreiben.“

Der 1705 geborene Friedrich Wilhelm schlug wieder die Laufbahn des Vaters ein und hielt sie auch inne. Recht spät kam er zur Hochschule. Er hätte schon gleichzeitig mit einem Sohne Speners 1726 nach Frankfurt gehen können; aber der Vater gestattete ihm auf seinen Wunsch, noch ein Jahr länger die ihn sehr fesselnden theologischen Vorträge des Rectors am Joachimsthalschen Gymnasium Jakob Elsner und des Professors der Philosophie am französischen Kollegium, des berühmten Maturin Veyfière La Croze***) zu besuchen. Als Student wohnte er bei dem Bruder; aber der fürsorgliche Vater zahlte dafür dem immer in Geldklemme sich befindenden Professor 300 Mark jährlich. Als Paul sich dem Vater gegenüber wegen der Annahme entschuldigt, schreibt ihm lebenswürdig und zartfünnig der Vater: „Vielmehr sollte ich mich entschuldigen (wahrscheinlich, daß er nicht mehr gibt); aber Ihr wisset den Zustand meiner zahlreichen und viel brauchenden Familie, daher man auch wider Willen oft gedrungen wird, seiner générosité engere Schranken zu setzen.“ Dem Vater ist es nicht recht, daß Friß zögert, schon im ersten Jahre einmal öffentlich zu disputieren und mindestens zweimal zu predigen; ohne dem kann er nicht unter die königlichen Alumnen aufgenommen werden. Er hält diese Scheu vor der Kanzel nicht für Trägheit, wohl aber für Angst (meticulositas) und Mangel an Selbstvertrauen. Nach

*) Es ist der langjährige Kabinettsrat, der noch neun Jahre unter Friedrich dem Großen Minister war. Jablonski war mit den Eltern, einer angesehenen Kaufmannsfamilie schottischen Ursprungs, bereits in Königsberg als Gemeindegliedern bekannt geworden; im Laufe der Erzählung ist er uns wiederholt in naher und immer freundschaftlicher Beziehung zu Jablonski begegnet.

**) Der König wählte zu seinen fünf Kammerdienern nur Söhne aus guten bürgerlichen Familien. Die begehrte Stellung war nicht ganz einflußlos. Nach ihrer Entlassung wurden sie meist Postmeister. Kornmesser war bei dem Großen Kurfürsten Kammerdiener, und ist später bis zum Bürgermeister von Berlin aufgestiegen. Sein Name lebt noch im Kornmesserschen Waisenhaus fort.

***) Harnack (Gesch. v. Akademie der W. I 119) hebt hervor, daß Paul J. der bedeutendste Schüler dieses Sprachgenies gewesen; wohl durch ihn angeregt und unter seiner Leitung hat er die Untersuchung über die lykaonische Sprache noch als Gymnasiast ausgearbeitet.

Beendigung der dortigen Studien bittet der Vater 1733 den König um die Erlaubnis, auch diesen Sohn eine Reise nach England machen zu lassen. Die Zeiten waren andre geworden als vor 14 Jahren, da Paul nach Holland und England unbehindert reiste; der König schlug die Bitte ab. *) So machte sich Friß auf eine Studienreise zunächst zu den deutschen Hochschulen Marburg und Duisburg, von wo noch eingehende Berichte an den Vater vorhanden sind, weiter dann nach Leiden, welche ausländische Hochschule demnach nicht unter das königliche Verbot gefallen zu sein scheint. Heimgekehrt erhielt er von dem Vater im Dom die Weihe zum Predigtamt, um drei Tage später (18. September 1735) ebenfalls von ihm in Köpenick als Hofprediger eingeführt zu werden. Noch als Kurprinz hatte Friedrich III. vor einem halben Jahrhundert die kleine Gemeinde gegründet, ihr auch die Schloßkirche erbaut. Lange hielten die Prediger daselbst nicht aus; in der kurzen Zeit des Bestandes war Jablonski bereits der siebente Prediger und auch er siedelte vier Jahre später nach Berlin über. Hier war die Dreifaltigkeitskirche im Bau fertig geworden; auch sie wie die zahlreichen anderen unter den beiden ersten Königen in Berlin erbauten Kirchen (wir werden noch in diesem Abschnitt darauf zurückzukommen haben) zum gemeinsamen Besitz einer reformierten und lutherischen Gemeinde. Als Pastor des reformierten Gemeindeteiles hatte der König den ihm bekannten Köpenicker Hofprediger „wegen des besonderen Zutrauens und guten Lebenswandels, auch besonderer Geschicklichkeit“ berufen. Am 30. August 1739 fand die Einweihung der Kirche und auch Einführung der beiden Prediger statt in Gegenwart des Königs, des tags zuvor aus Rheinsberg zu der Feier eingetroffenen Kronprinzen und der Prinzen Wilhelm, Heinrich, Ferdinand. „Die ausübend schöne evangelisch-reformierte Einweihungspredigt hielt der königliche Konfistorial- und Kirchenrat, ältester Hofprediger und Senior der großpolnischen Unität, Jablonski, über den vom König vorgeschriebenen Text, (1. Mose 28, 17) und führte darauf seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum ordentlichen reformierten Prediger der neuen Kirche ein.**)“

*) Aus dem fesselnden königlichen Handschreiben nur ein paar Stellen. „Ich kann Sie nicht erlauben, Ihre Söhne (Hofprediger Volkenius hatte für seinen Sohn die gleiche Bitte ausgesprochen) außer Land zu schicken und Sie der Sünden der Welt zu überlassen, weil in England keine Orthodogie der Religion statuiert wird und es ein Sündenland wäre; besser wäre die Jugend auf Frankfurt und Halle zu senden und dorten brave und tüchtige Theologen machen . . . Zur Fortpflanzung des Reiches Gottes in seinem Worte muß man nicht die Kinder außer Land, sondern auf hiesige Schulen und Universitäten schicken, da Ich solchen das Dahinreisen nicht versagen werde.“ Vollständig hat König (Versuch einer histor. Schilderung Berlins. Berlin 1796. IV, I. 245) die Schreiben der beiden Hofprediger und die Antwort des Königs mitgeteilt.

**) So nach dem Acta hist. eccl. IV, 497. Vergl. auch die eingehende Schilderung nach dem von „dem weltberühmten“ Propst Reinbeck gegebenen Be-

Von den vier den Vater überlebenden Töchtern war die Älteste, Marie, mit dem späteren Kammergerichts-, Oberkonsistorial- und Schulrat Wilhelm von Irving verheiratet, einem Gliede der in Tilsit ansässigen, wohlhabenden, aus Schottland übergesiedelten Kaufmannsfamilie. Als der Vater Figulus in Memel war, mußten die in Tilsit wohnenden Engländer und Schotten dorthin zum Abendmahl kommen. 1679 fühlten sie sich stark genug, einen eigenen Pastor zu berufen, zwanzig Jahre später sich Kirche und Schule zu erbauen; einer der Irvings vermachte zum Unterhalt von beidem eine Summe von etwa 35000 Mark. Ein herzliches Verhältnis bestand zwischen Jablonski und dem Schwiegersohn, der ihm zugleich Kollege im Konsistorium war. Als der Hofprediger Witwer geworden und da das neue Haus die Räumlichkeiten bot, gaben die jungen Eheleute ihre Wohnung in der Heiligengeiststraße auf und zogen in das Haus des Vaters, bei dem sie bis zu seinem Tode lebten. Die 1707 geborene Charlotte heiratete 1733 den Pastor in Züllichau, Christian Scholz, der als Sohn des reformierten Pastors*) an Friedrich Werder 1698 in Berlin geboren war. Es war wohl eine Jugendbekanntschaft; die Eltern verkehrten viel mit einander. Der junge Chemann scheint gelehrt gewesen zu sein; als Student war er Zuhörer von Paul in Frankfurt und wohl durch ihn und auch La Croze

richt bei Lommatzsch, Gesch. der Dreifaltigkeitskirche (Berlin 1889 S. 26). Beide Berichte gehen insofern etwas auseinander, als nach Reinbeck die von ihm vollzogene Einführung des Pastors für den lutherischen Teil, Hecker, sich unmittelbar an die von Jablonski angereicht zu haben scheint, während die Acta beide Handlungen auf Vor- und Nachmittag verteilten, was mir bei der Länge der beiden Predigten und den sich anreihenden Austeilungen des Abendmahles und je zwei Taufen und Trauungen in jeder Gemeinde wahrscheinlicher dünkt. Die Acta lassen in der Zwischenzeit den König mit seinen vier Söhnen bei dem wirkll. Geh. Staats- und Kriegsminister v. Marschall das Mittagmahl einnehmen und von da wieder zur Kirche gehen, um der Fortsetzung der Feier beizuwohnen und „zum höchsten Vergnügen S. Maj. eine gar vortreffliche Vokal- und Instrumentalmusik“ anzuhören. In zutreffender, feinsinniger Weise beurteilt Lommatzsch (S. 26—31) die beiden im Druck erschienenen Predigten, ebenso auch die beiden ersten Prediger dieser Kirche, die seit ihrem Bestande eine fast ununterbrochene Reihe der bedeutendsten Geistlichen der Hauptstadt besessen. Bemerkt mag auch hier werden, daß die Minister als Namen für die neue Kirche vorschlugen „Wilhelms- oder Friedrichskirche“; der demütig-fromme Hohenzoller aber dies ablehnte und ihr den Namen des alten Domes gab, der allmählich der kürzeren Bezeichnung „Dom“ gewichen war.

*) Visco (in seinem wertvollen Buch zur Kirchen-Geschichte Berlins S. 48) weiß von den sechs reformierten Geistlichen der Kirche in den Jahren 1680—1700 nur drei mit Namen zu nennen (Stosch, Zollikofer, Steffens). Jablonski erzählt eine auch hier erwähnenswerte Anekdote, daß der Große Kurfürst bei der Hochzeit des Vaters, Joh. Friedrich Scholz, zugegen gewesen, das Mahl ausgerichtet und aus dem Schloßkeller die besten und stärksten Weine habe auftragen lassen, dann auch noch dem jungen Chemann ein Hochzeitsgeschenk von hundert Talern gemacht.

angeregt, hat er eine Grammatik der koptischen Sprache geschrieben. Ein paar Jahre nach der Hochzeit (1735) kam er als Hofprediger nach Stettin an Stelle des verstorbenen Wiedekind, den wir als Erzieher der Jablonskischen Knaben kennen gelernt. Auch die jüngste, 1713 geborene Tochter Linchen (Karoline) heiratete 1735 einen Geistlichen, den aus Bremen gebürtigen, bereits 45 Jahre alten Hofprediger in Spandau, Christian Hoffham, der vorher in der von Jablonski eingeweihten und zu seiner großen Freude, wahrscheinlich auch auf sein Betreiben gemeinsam den Reformierten und Lutheranern überwiesenen Kirche in Friedrichsfelde Pastor gewesen.*) Er scheint bei seinem Patron, dem Markgrafen Ludwig, gut angeschrieben gewesen zu sein; denn bei der Taufe des Erstgeborenen**) (1738) war die Markgräfin Patin. Als sein Schwager Scholz zum Hofprediger nach Berlin berufen ward, wurde er dessen Nachfolger in Küstrin. Nur „Lieschen“ (Elisabeth, geb. 1703) blieb ledig, des Hauses Hüterin, dem Witwer eine rechte Stütze und treue Freundin. Sie weicht nicht von seiner Seite und sorgt für ihn wie eine

*) Inspektor der neugebauten Kirche war der Propst an St. Nikolai Koloff, der gegen die Benutzung der auf Kosten des reformierten Markgrafen erbauten Kirche von beiden gleichberechtigten Bekenntnissen Einsprache erhoben hatte. Als Antwort erhielt er ein königliches Schreiben, das hier eine Stelle finden mag. „Wohlehrwürdiger, Lieber, Getreuer! Ich habe eure Vorstellung vom 8. dieses warum ihr meint, daß das simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde nicht könne introduziert werden, erhalten und ist euch darauff in Antwort, daß Ich Eure Einwände nur vor Possen halte. Ich halte beide Religionen einerlei zu sein und finde dabei kein Unterschied, will also, daß es bei meiner Ordre verbleiben soll. Ich bin übrigens Euer gnädiger König F. W. Wusterhausen 10. 9. 1726.“ — Dem Schreiben waren noch ein paar bezeichnende Sätze des Königs beigefügt. „Der Unterschied zwischen unsren beiden Evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk. Denn äußerlich ist kein großer Unterschied. Wenn man es examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als des heiligen Abendmahls; nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeihe alle Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulragen aufwiegeln, die wahren Werke Gottes in Uneinigkeit zu bringen; was aber wahrhaftig geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den Andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsren Nächsten lieben als sich selbst, zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen, die werden gewiß selig. Aber es wird nicht heißen: bist du lutherisch, bist du reformiert, es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten oder bist du in der Schule ein braver disputator gewesen. Es wird heißen: weg mit den lektieren ins Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten: kommt zu mir in mein Reich. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge zum Teufel alle schicken, die Uneinigkeit mögen verursachen. Dazu helfe uns Gott, der allmächtige Vater unsres Erlösers Jesu Christi durch seinen bitteren Tod. Amen.“

**) Die Pastorin war zur Niederkunft nach Berlin zum Vater übergesiedelt, „weil die Spandauer Hebammen nachlässig sind.“

gute, treue „Kameradin,“ so daß der alternde Vater nach diesen Seiten hin kaum die entschlafene Hausmutter entbehrt. Sie ist überall zur Hilfe. So lange der unverheiratete Bruder Gottlieb draußen in Zieten sein Gütlein verwaltet, kommt sie in der Erntezeit zu ihm, für die Tagelöhner zu sorgen, während der Vater dann in seinem „Lustkulum“ weilet, einem Sommerhäuschen mit Garten, das sich Irving für seine Familie in der Nähe von Köpenick erworben.

Das Pastorat sowohl in der Klosterstraße wie an der Gertraudenbrücke bewährte das Wort: herberget gern. Die große Kinderchar war den Eltern noch nicht groß genug; unter dem gastfreien Dache wurde Raum geschafft auch für die Irving'sche Familie, wie wir gesehen haben. Von Anfang an, seitdem der ledig gebliebene Bruder Schriftführer der Akademie geworden, wohnte er bei dem Hofprediger und war auch täglicher Tischgenosse. Sein Gehalt war karg, zumal als der der Akademie und den Gelehrten nicht gewogene König Friedrich Wilhelm ihn mit einem Federstrich auf die Hälfte herabsetzte und damit den schon bejahrten Beamten nötigte, für ein paar Jahre eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Ein schönes Verhältnis, wie die beiden Brüder lebenslang zu einander standen, so recht eine Erfüllung des Psalmwortes: Siehe wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen (Ps. 133, 1). Das seine Lob gilt gewiß auch Schwestern. Im Hause des Hofpredigers fand es seine Verwirklichung. Zwei Schwestern der Frau wohnten in der Familie, und boten den heranwachsenden Kindern den Segen guter, treuer Tanten, den ein echtes, deutsches Haus nicht gerne entbehrt. Die ältere Schwester Marianne Fergushill scheint unverheiratet geblieben zu sein; sie litt jahrelang an hysterisch-epileptischen Anfällen und mußte wiederholt nach Frankfurt in erfahrene ärztliche Behandlung. Wie um ein eigenes Kind war Jablonski für die Leidende besorgt. Die andere Schwägerin, Christine, heiratete im Mai 1699 den aus Bückeburg gebürtigen, seit zwei Jahren an der kleinen, reformierten Gemeinde Stolp in Pommern angestellten Hofprediger Schwarzkmeier, einen der Vorgänger also von Schleiermacher, der 1702 sich nach Kolberg versetzen ließ. Ein allem Anschein nach geringes Erbteil war den Fergushill'schen Geschwistern von ihren Eltern zugefallen. Jablonski scheint des noch ungeteilten Erbes Verwalter gewesen zu sein; denn im Mai folgenden Jahres (1700) finde ich die Geschwister im Pastorat der Klosterstraße versammelt und übergibt der Schwager jedem sein Teil. Bei diesem Anlaß taucht auch des Seniors Hartmann „liebster, kleinster Enkel Rufus“ auf, Samuel Fergushill, dem vor zwölf Jahren der Großvater ein anatomisches Werk in der Annahme vermacht, daß er wie sein Vater einst die ärztliche Laufbahn einschlagen werde (vergl. S. 95). Anderen Tages nach Regelung des Erbes geleitete Jablonski den jungen

Schwager auf den Weg nach Königsberg. Ob er wohl dahin gereist, um Heilkunde zu studieren? Freilich im Matritelbuch der Hochschule ist er nicht eingetragen, auch habe ich seinen Namen nicht im Kirchenbuch der reformierten Gemeinde gefunden. Außer dem Sekretär der Akademie und Hausgenosse tauchen noch zwei Brüder Jablonskis als rasch vorüberziehende Gäste im Pastorat auf, dem Mädchen aus der Fremde gleichend, deren Spur schnell verloren war. Der Bruder Johann ist uns das erste Mal in Magdeburg als Sekretär des H. v. Börstel begegnet (S. 85); um die Weihnachtszeit 1701 erscheint er plötzlich bei dem Bruder in Berlin, im Auftrage einer Fürstin Radziwil nach Warschau reisend. Ein anderer Bruder, Peter, kehrt ebenso flüchtig und unvermutet 1696 im Berliner Pastorat ein; mir unbekannt gebliebene Geschäfte hatten ihn nach Ungarn geführt. Er war auf der Durchreise in den Norden und fiel den Dänen in die Hände; Jablonski hatte bei Herrn v. Wedel Schritte zur Entlassung aus seiner Haft zu tun. Ob erfolgreiche, habe ich nicht ausfindig machen können, ebenso wenig, welches der Grund seiner Verhaftung gewesen. Die Reise scheint ein politischer Auftrag gewesen zu sein. Auch einem Neffen begegnen wir einmal im Hause des Hofpredigers, einem Pastor Kansleben, Sohn einer Schwester. Aber alle diese nahen Verwandte ziehen vorüber wie sie gekommen; ich weiß nicht woher und wohin. Alle Mühe war vergeblich, weitere Spuren von ihnen ausfindig zu machen.

Ehe wir im Fortgang unserer Erzählung die kirchenregimentlichen Ämter erwähnen, die unserem Hofprediger im Laufe der Jahre zufielen, sei einer auswärtigen Ehrung gedacht, die ihm aus mehr wie einem Grunde wohlthat. Aus dem Lande, in welchem er glückliche, für sein geistiges Leben entscheidungsvolle Jugendjahre verbracht, von der Hochschule, die einen tiefergehenden, nachhaltigeren Einfluß auf den Studenten ausgeübt als die heimische in Frankfurt, von der Kirche, in welcher er den reinsten Zweig der Reformation erkennen zu können meinte, von Oxford ward ihm die höchste akademische Würde, die eines Doktors der Heiligen Schrift verliehen. 1706 rüstete die Hochschule in Frankfurt die zweite Jahrhundertfeier ihres Bestandes.²⁹⁾ Zeitig waren Einladungen an alle europäische Hochschulen ergangen; selbstverständlich auch an England. Cambridge entsandte mehrere Abgeordnete; Oxford ließ sich an einer Festfeier daheim und einer Jubelschrift genügen, die in mancherlei Sprachen und im Überschwang preisenden Lobes der fernen Hochschule die Glückwünsche darbrachte. Am Tage des Festes fand im prächtigen Rundbau des Sheldonian-Theaters die feierliche Sitzung statt, bei welcher ein Teil der Jubelschrift zur Verlesung kam, auch die Verleihung der aus Anlaß des Festes bestimmten Universitäts-Würden. An den in England und mit Recht um seiner nun

schon seit einem Jahrzehnt bekundeten eifrigen Bemühung willen der Anbahnung einer innigeren Verbindung der beiden größten evangelischen Länder gefeierten preußischen Hofprediger und zugleich Bischof der Brüderunität die hohe Würde eines Doktors der Theologie. Das darf wohl heutzutage aus den Verhandlungen vor 200 Jahren verlauten, daß einzelnen Mitgliedern des Senates das sogenannte Elogium, der Lobspruch der Urkunde, zu nüchtern und trocken erschien. Man hatte sich allgemach auf den Hochschulen für solche Schriftstücke eine gar hochtrabende Schreibweise angewöhnt und hielt ihre gespreizten Schnörkel für ebenso geziemend wie schön; aber die Mehrheit entschied für Beibehaltung des einfachen, schlichten Stils der ehrwürdigen Väter aus den Tagen der Reformation.

Bereits 1552 war in Berlin ein Konsistorium ins Leben gerufen worden, für dessen Bildung und Ordnung sich der Propst von Berlin, Buchholzer, noch den Rat Luthers in Wittenberg geholt hatte. Nach zwei Jahrzehnten (1573) erschien dann eine Konsistorial- und Visitations-Ordnung, das eigentliche Kurmärkische Kirchengesetz, auf welches in der brennenden Kirchenbaufrage unserer Tage mit Recht noch immer zurückgegriffen wird. Diese geistliche Behörde bestand aus 4—5 Personen unter dem Vorsitz eines von dem Kurfürsten ernannten hochgestellten Beamten. Von 1648—1755, für welche Zeit mir die Reihenfolge vorliegt, waren alle Vorsitzende Mitglieder des Domes (v. Kochow, Kemnitz, v. Rahden, v. Kneisebeck, Sylvester v. Danckelmann, v. Fuchs, Rudolf v. Danckelmann, v. Prinzen, v. Enyphausen, v. Coccejus). Anfänglich war der lutherische Generalsuperintendent geistlicher Vorsitzender, später dann der älteste Hofprediger. Bis 1748 hatte das Konsistorium auch über alle Ehe- und Prediger-Prozesse zu entscheiden. Zunächst tagte das Konsistorium im Schloß und zwar in einem nach dem Lustgarten hin gelegenen Flügel; als sich Kurfürst Friedrich III. in dem Schlosse seiner Väter für den größeren und prächtigeren Hofhalt beengt fühlte, wurde die geistliche Behörde gleichzeitig mit dem Kammergericht und noch ein paar anderen Behörden von da weg in das neu erworbene „Kollegienhaus“ (Brüderstraße 1 und 2) übergeführt. Hier (in Nr. 2) hatte in alten Tagen ein Beginenhof gestanden. Als 1589 ein großer Brand das Haus einäscherte, fanden die barmherzigen Frauen in dem Gertraud-Hospital Aufnahme; den Platz selbst erwarb Graf Schwarzenberg zur Erweiterung seines bereits erwähnten Prachtbaues (Brüderstraße 1), dessen Garten bis dicht an den Dom reichte. Nach ihm kam die Besetzung an den Kurfürsten, der sie dem Grafen Schwerin überließ; von diesem gelangte sie wieder an den Kurfürsten, der die genannten Behörden darin unterbrachte, bis sie 1735 in das neuerbaute Kollegienhaus (Lindenstraße 14) übergeführt wurden, in welchem heute noch das Kammergericht tagt. Als

Jablonski nach Berlin kam, war gerade sein Gönner und späterer Freund Fuchs Vorsitzender geworden; den nächsten Platz nach ihm bei den Beratungen nahm Hosprediger Schmettau ein, dem dann Bischof Urjin folgte. Als der Bischof nach zurückgelegtem 70. Jahre hinfällig und schwach wurde (geb. 1646), trat 1718 Jablonski mit dem Titel eines Konsistorialrats als sein Vertreter im Konsistorium ein, und wurde nach dem zwei Jahre später auf seinem Landsitz Gütergoh (jetzt ein städtisches Mieselgut) erfolgten Tode der Nachfolger in der Kirchenbehörde. Mit den fünf Vorsitzenden während der zwanzig Jahre seiner Amtsführung stand sich Jablonski vortrefflich gut, er war mit ihnen befreundet, ihr Seelsorger; sein gewiegtes Urteil war meist ausschlaggebend. Von lutherischer Seite waren in der Regel die beiden Präpste von Berlin und Köln Mitglieder des Konsistoriums. Besonders lange arbeitete er hier zusammen mit dem ihm befreundeten Propst der Petritirche, Reinbeck, der ein paar Monate nach Jablonski starb.

Zehn Jahre nach Eintritt in das Konsistorium, gerade an seinem Geburtstag (26. November 1728) erhielt Jablonski die Berufung in das reformierte Kirchendirektorium. Sie kam ihm völlig unerwartet, wie er in einem vertraulichen Briefe sich äußert: „Die Sache ist völlig von Sr. Majestät ausgegangen; weder v. Marschall noch v. Cnyphausen haben das Geringste dazu getan, am allerwenigsten ich selbst, der ich an den Kirchenrat von Berlin ebenso viel wie an den großen Mufti zu Konstantinopel gedacht. Ich habe aus ernstem Erwägen die Sache angenommen, weil es undankbar gegen den König gewesen wäre, und insonderheit weil das geliebte Frankfurt meine treuen Dienste zu genießen haben wird.“ Die Urkunde beginnt mit den Worten: „Nachdem Wir die alleruntertänigste Treue und nützlichen Dienste, welche Uns und Unsrem Königlichen Hause Unser Hosprediger, Konsistorialrat und Lieber, Getreuer Daniel Ernst Jablonski viele Jahre her zu Unsrem besondren Vergnügen geleistet, auch noch ferner leisten soll, kann und will, in Allergnädigste Consideration gezogen, daß wir dannenher und zur Bezeugung Unsrer ihm zutragenden Huld und Gnade in Gnaden resolvieret, denselben an des Verstorbenen*) Stelle zu berufen u. s. w.“ Gleichzeitig kam noch eine weitere, von ihm aber abgelehnte Berufung. Der König hatte den Professor der Theologie am Joachimsthalschen Gymnasium Elsner mit der Pfarrstelle an der Parochialkirche betraut, der deshalb seine Professur niederlegen wollte. Jablonski war dafür ins Auge gefaßt; er aber hielt es für unausführbar, in seinen Jahren bei Wind und Wetter im Herbst und Winter den weiten Weg (er berechnete ihn auf 1500 Schritt) gewissenhaft

*) Die Stelle war durch den sechs Wochen zuvor erfolgten Tod von Pastor Schmidtman an der Parochialkirche erledigt worden.

ohne Versäumung fast täglich zu machen. Doch zurück zum Kirchendirektorium.

Als Johann Sigismund mit seinem Hause sich der reformierten Kirche angeschlossen, hatte Brandenburg nur die eine, eben sich bildende reformierte Domgemeinde in Berlin mit den beiden reformierten Hofpredigern; ein Jahrhundert später war die kleine Zahl von Predigern mehr wie vierhundertfacht. Wesentlich zu der starken Vermehrung haben in dieser Zeit die neu erworbenen Provinzen und Landgebiete beigetragen. Aus dem Jahre 1722 ist eine Aufstellung der verschiedenen Pfarrstellen im Königreich Preußen vorhanden*), aus der zu ersehen, daß auf 2993 lutherische Geistliche, auf 379 römische Priester**) 302 reformierte Pastoren kommen. Ihre Verteilung ist keine gleichmäßige. In der Provinz Brandenburg stehen den 1166 lutherischen Geistlichen 90 reformierte gegenüber und nur ein Priester, dagegen gehören die je 14 Geistlichen im Tiedtenburgischen und Fürstentum Mörs allein der reformierten Kirche an. Das Herzogtum Cleve hat 56 reformierte Geistliche (67 luth.), die Grafschaft Mark 51 (137), Preußen 19 (451), das Oberquartier von Geldern 2 (1), die Grafschaft Lingen 17 (0) u. s. w. Die reformierten Gemeinden in der Provinz Brandenburg entwickelten sich aus kleinsten Anfängen und standen selbständig ohne Fühlung mit einander. In ihrem Bestande erinnern sie vielfach an kongregationalistische Gemeinden; die Ordnungen der Berliner Domgemeinde wurden in der Regel auch für sie maßgebend. Als ihre Zahl sich mehrte, trat das Bedürfnis einer gemeinsamen Kirchenordnung zu Tage, zumal nachdem die französischen Glaubensgenossen im Lande eine festgeordnete, heilsame Gliederung erhalten. Gerade als Jablonski nach Berlin kam, hatte sein Amtsbruder Cochius auf Veranlassung des Kurfürsten eine allgemeine reformierte Kirchenordnung entworfen, die allen reformierten Geistlichen des Landes zur Begutachtung zugestellt wurde. Die Arbeit blieb Entwurf; nur der auf Befehl des Kurfürsten beigelegte und von Geheimrat Fuchs und Cochius gefertigte Anhang über „Kinderkatechisationen“ kam zur Einführung.

Immer mehr machte sich das Bedürfnis nach einem gemeinsamen organischen Kirchenverband der zahlreichen zerstreuten reformierten Gemeinden geltend. Eine der ersten größeren Regierungshandlungen des

*) Bei König, Versuch einer historischen Schilderung Berlins (Berlin 1796) IV, I, 50.

**) Die Mehrzahl von ihnen in Geldern (161, in diesem Bezirk liegt der bekannte Wallfahrtsort Revelaer) und in dem früheren Herzogtum Cleve (153); dazu dann noch 19 in der Grafschaft Mark und 18 in Lingen, 8 im Minden-Ravensberger Gebiet, so daß auf die unter dem Großen Kurfürsten und später angegliederten Vänbergebiere im Westen von den 379 Priestern 359 kamen; weitere 17 im alten Herzogtum Preußen.

Ende Februar 1713 auf den Thron gelangten Königs Friedrich Wilhelm war die am 10. Juli 1713 gegebene „Ordnung der reformierten Kirchen und des dazu bestellten Kirchen-Direktorii“ und die nach einem Vierteljahr folgende „Kgl. Preussische Evangelisch-Reformierte Inspektions-Presbyterial-Klassikal-Gymnasien- und Schul-Ordnung,“ die „als ein ewig währendes, pragmatisches Gesetz“ für die reformierte Kirche in Preußen gelten sollte.*) Wer alles bei dieser höchst bedeutsamen Urkunde, die der deutsch-reformierten Kirche in Preußen den Mittelpunkt einer kirchlichen Einheit verschaffte, ratend zur Seite gestanden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; an mehr wie einer Stelle will es mir scheinen, als ob man auch den weisen, vielfach bewährten Rat von Jablonski eingeholt. Auffällig ist, daß die am Berliner Dom angestellten Hofprediger nicht der Aufsicht des Kirchendirektoriums unterstellt sind, sondern nach wie vor dem von dem Großen Kurfürsten bereits eingesetzten Domkirchenrat. Erfreulich ist die nun für alle reformierten Gemeinden des Reiches gesetzlich geordnete Presbyterial-Verfassung; nur hat man leider versäumt, vielleicht absichtlich vermieden, ihr den naturgemäßen Abschluß in Synoden zu geben. Aus der Presbyterialordnung ein paar beachtenswerte Punkte. „Dem Pastor zur Seite hat jede Gemeinde Kirchenvorsteher, teils auf Lebensdauer, teils nur auf eine bestimmte Anzahl Jahre (*officium perpetuum et ambulatorium*). Vorsitzender dieses Kirchenrats ist der Geistliche. Monatlich am ersten Sonntag ist Sitzung zur Beratung alles dessen, was zur Verbesserung der Sitten, zur Erbauung, Vermehrung, Befestigung derselben dienet. Die Ältesten haben dem Pastor ein ihnen bekannt gewordnes Laster mitzuteilen. Der nimmt dann den Beklagten seelsorgerlich unter vier Augen vor. Fruchtet die Mahnung nicht, dann bringt er die Sache vor das Presbyterium, das nach ernstlicher Beratung weitere Schritte gegen das Gemeindeglied unternimmt. Weigert sich der Angeklagte vor dem Presbyterium zu erscheinen oder seinen Verordnungen sich zu unterwerfen, so geht die Sache an das Kirchendirektorium, das dann auf Ausschluß des Unbußfertigen vom heiligen Abendmahl verfügen kann. In erster Linie kommen Sachen öffentlichen Ärgernisses in solche kirchenzuchtliche Verhandlung, der auch vorkommenden Falls die Geistlichen unterworfen sind. In der Fürsorge für Arme und Waisen der Gemeinde stehen dem Pastor Diaconen zur Seite, Männer der Gemeinde guten Wandels. Sie reichen während des Gottesdienstes den Klingelbeutel herum, sammeln auch, was in die Kirchenbeden eingelegt wird und verteilen die Gaben nach Weisung der Pastore unter die

*) Abgedruckt bei Mylius, *Corpus constit.* March. I. LXXXIII. Von der Gültigkeit für alle Provinzen des Landes werden ausdrücklich ausgenommen: Cleve, Marl, Ravensberg, in welchen Landesteilen es bei dem bisherigen Zustand sein Belieben haben soll.

Gemeindearmen. Ihnen liegt es ob, fleißig die Armen und Kranken der Gemeinde zu besuchen. Für solchen Dienst der Barmherzigkeit in der Gemeinde sind sie von der in jenen Jahren oft recht lästigen Einquartierung, ähnlich wie die sogenannten Freihäuser, befreit. Die einzelnen reformierten Gemeinden des Landes sind in verschiedene Klassen oder Inspektionen geteilt. Einer mir vorliegenden Übersicht aus dem Todesjahr Jablonskis entnehme ich, daß damals elf „Klassen“ vorhanden waren (in Königsberg für die reformierten Gemeinden Preußens, in Stargard für die in Pommern; Berlin; Frankfurt a. O.;*) Alt-Landsberg, Prenzlau und Neuruppin für die Kurmark; Küstrin und Rottbus oder Kroffen für die Neumark; Magdeburg oder Halle für das Magdeburgische Gebiet; Halberstadt für das von Halberstadt). Die reformierten Gemeinden von Minden-Ravensberg standen unmittelbar unter dem Kirchendirektorium in Berlin; die Reformierten in Bingen-Tecklenburg waren von früher her synodal geordnet. Abwechselnd in den einzelnen Gemeinden einer Inspektion fand alljährlich unter Leitung des Inspektors eine Klassikalversammlung statt, bei welcher der Ortsgeistliche den Gottesdienst zu halten und im Anschluß daran jeder Hausvater das Recht zur Aussprache hatte, was er zum Besten von Kirche und Schule, aber auch wider Pastor und Presbyterium vorzubringen sich verpflichtet fühlte. Die Berufung ins Kirchendirektorium hatte der König sich selber vorbehalten; nur wenn einer seiner Nachfolger die reformierte Kirche verlassen sollte, ging dies Recht auf das Direktorium selbst über. Zusammengesetzt war es aus einem adeligen Vorsitzenden, aus den wirklichen Geheimräten reformierten Bekenntnisses und aus je zwei geistlichen und weltlichen Räten. Als Jablonski eintrat, war Vorsitzender der ihm befreundete Kabinettsminister v. Cnyphausen, Schwiegersohn des berühmten Jlgén, der kurz vor seinem Eintritt (1728) auf seinem schönen Landgut Briß (nun fast mit Berlin verbunden) gestorben war. Dem Kirchendirektorium war die Oberaufsicht über alle reformierten Kirchen und Schulen anvertraut. Auf Grund derselben hatte es die Aufsicht über Lehre, Leben und Wandel der Geistlichen, ihre Aufnahme ins Amt und auch ihre Absetzung. Weiter war ihm die Aufsicht über das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Kirchen und Schulen, über die Mons pietatis-Stiftung, die Anordnung der Inspektionkreise und die Aufsicht über die Inspektoren übertragen. Die Geschäfte blieben bei den Konsistorien; in Civil- und Kri-

*) Ursprünglich war Frankfurt der Inspektion Berlin eingegliedert; daher die Bemerkung Jablonskis, daß er durch die Berufung in nähere Fühlung mit der ihm lieben Stadt, Hochschule und Gemeinde käme. Je länger je mehr fühlte sich Frankfurt durch diese Unterordnung peinlich berührt und zum Teil mit auf Vertreiben Jablonskis wurde die Gemeinde zu einer selbständigen Inspektion erhoben, der ein paar kleine reformierte Gemeinden in der Nähe unterstellt wurden.

minalsachen waren die Geistlichen, Lehrer und Kirchendiener den weltlichen Gerichten unterstellt.

Die Berufung in das Kirchendirektorium war eine wohlverdiente Auszeichnung des Königs für seinen Hofprediger. Befremdlich ist, daß ihm dieselbe so spät erst zu Teil geworden. Schon bald nach Uebernahme der Berliner Hofpredigerstelle hatte sich Jablonski das volle Vertrauen und die auszeichnende Gunst des Kurfürsten und Königs sowie der tonangebenden Ratsmänner am Hofe erworben. Wir haben bereits angedeutet (S. 110), was der Sohn des Großen Kurfürsten und Erbe seiner inneren und äußeren Kirchenpolitik von dem ersten durch ihn berufenen Hofprediger erwartete und beanspruchte; mit hervorragender Tüchtigkeit hat Jablonski während der zwanzig Jahre, die er dem Könige als Pastor zur Seite stand, der Erwartung voll und ganz entsprochen. Nicht als ein gefügiger Ausrichter des kurfürstlichen und königlichen Willens, dem sich ein loyal gesinnter Beamter gern unterwirft; vielmehr als ein Christ, dessen persönliche Ueberzeugung wie tief gründende, scharf ausgeprägte Begabung die gleichen Wege wandelte, nach den gleichen, hochgesteckten Zielen lebenslang jagte, welche der Herr der Kirche den Hohenzollern gewiesen und zumal ihr hervorragendster Held bis dahin, Kurfürst Friedrich Wilhelm, tief und fest wie in das Gemüt seines Volkes, so auch in den Grund des von ihm geschaffenen Reiches gelegt. Friedrich I. hat die lautere Gesinnung seines ihm auf diesem Punkte gleichgesinnten Hofpredigers zu werten verstanden, er und die besten seiner Ratsmänner, die mit immer größeren, bedeutameren Aufgaben in inneren und auswärtigen Angelegenheiten unserer evangelischen Kirche Jablonski betrauten. Der Gang unserer Erzählung hat es an mehr wie einer Stelle in steigendem Grade gezeigt. Nicht viele preußische Hofprediger sind zu nennen, die auch nur annäherungsweise in kirchenpolitischen Angelegenheiten von den Staatsmännern zur gleich stark beanspruchten Mitarbeit herangezogen worden sind. Der Thronwechsel, der so große, tiefeingreifende Änderungen im Gefolge hatte, brachte in der einflußreichen Vertrauensstellung, in der weit über das Grenzgebiet der Kirche reichenden Wirksamkeit Jablonskis keinen Wechsel. Auf vielen Punkten ist König Friedrich Wilhelm I. der entschiedene Gegenpart des Vaters und hat dies alsbald bei dem Regierungsantritt aller Welt unter die Augen gerückt. Trotzdem ist der anders geartete Nachfolger ein echter Hohenzoller und überzeugter Erbe der von dem Großvater wie einen eisernen Bestand des emporsteigenden Reiches überkommenen Staats- und Kirchenpolitik. Treu hängt er an der reformierten Kirche und — man ist zu sagen berechtigt — darum ist er ein entschiedener Förderer der Union in seinem Lande, weil völlig von der

Ueberzeugung durchdrungen, daß beide Kirchen, die lutherische und reformierte, in den Hauptpunkten des Glaubens Brüder eines gemeinsamen Hauses sind. Was sie von einander trennt, auch die Sonderlehren der Reformierten, will ihm nur als unchristliches Theologengezänk erscheinen. Treu hängt er an der gemeinsamen evangelischen Kirche der Reformation in allen Landen, und weiß sich als der berufene Wächter wider die Vergewaltigung der römischen Kirche. Wie Vater und Großvater will er Schirmherr und Schutzherr der um ihres evangelischen Glaubens willen Verfolgten sein und hat ihnen, einerlei ob es Reformierte oder Lutheraner waren, sein Reich zu einem Vergungsort weit geöffnet. Nach beiden Seiten hin erwies sich auch ihm der bewährte Hofprediger — sei der Ausdruck gestattet — als ein treuer Kamerad.

Jablonski war seinem Könige mehr noch als ein treuer Arbeitsgenosse auf diesen zwei in jenen Jahren wichtigen und stark beanspruchten Gebieten; er war ihm einst Lehrer gewesen, bis an das Ende seines Lebens Seelsorger. 1695 hatte besonders auf Wunsch seiner Gemahlin Friedrich III. die Erziehung des siebenjährigen Kurprinzen dem ihm und seinem Hause nahestehenden Grafen Alexander von Dohna anvertraut.³⁹⁾ Den Unterricht leitete und gab der von Dandekmann warm empfohlene Geh. Legationssekretär Friedrich Gramer, der aber mit dem Sturze des Ministers seine Stelle einbüßte. Schon damals (1697) genoß Jablonski das Vertrauen seines Gemeindegliedes Dohna in einem Grade, daß sich der Graf mit ihm in betreff eines Nachfolgers besprach. Die Wahl fiel auf einen Landsmann von Dohna, Rebeur; sie war für einen Knaben wie der Kurprinz keine geeignete, glückliche. Als derselbe März 1703 starb, führte Dohna den mit Fuchs verabredeten Plan durch, einen Teil der Lehrstunden Jablonski zu übertragen und zwar die Religionsstunden und den Unterricht im Lateinischen (in latinitate et pietate). Fuchs machte ihm die erste Mitteilung. Hören wir den Hofprediger selbst die Sache berichten: „Der Minister sagte mir, da er mich zuerst aufs theatrum gebracht, beglückwünschte er sich selbst, daß ich nun den generalem applausum von allen ehrlichen Leuten habe. Ich hörte dies mit billiger Schamröte an und schreibe es auch so nieder, meiner vielen Fehler und Gebrechen wohl bewußt, aber um die wunderbare Güte meines Gottes, durch die ich allein bin, was ich bin, zu rühmen und zu verherrlichen. Dohna teilte mir anderen Tages mit, der König sei nicht willens gewesen, wiederum einen eigentlichen Informator zu bestellen, der den jetzigen Jahren des Kronprinzen nicht mehr anstehen würde; doch sei eine andere tüchtige Person zur Besetzung der Stelle notwendig, sonderlich die von einem venerablen Charakter. Er und die Königin habe auf Jablonski reflektiert, auch der König habe zugestimmt. Ich hätte nun mich zu determinieren; er hoffe, daß gemäß

meiner Liebe zu dem Publika und meinem Gewissen ich nicht unterlassen würde, dieser Gelegenheit Gutes zu tun, mich gern zu bedienen.“ Jablonski erklärte sich bereit, in den beiden Fächern täglich von 8—10 Uhr Unterricht zu erteilen. Er hat es mit Ernst und frommem Sinne getan.

Die Aufgabe war keine leichte; der kronprinzliche Schüler von Haus aus mit stark ausgeprägtem Eigenwillen, mit früh bei dem Kinde schon hervortretenden Sonderzügen in seinem Wesen und seinen Liebhabereien behaftet, die sich zeitig auch in bewußtem Gegensatz zu denen des Vaters ausgestalteten; dazu von der königlichen Mutter verwöhnt, die von dem eigengearteten Knaben erwarten zu können hoffte, was sie an dem Gemahl vermißte. Jablonski blieb in den angegebenen Fächern Lehrer des Kronprinzen bis zu dessen Mündigkeit; mit wie großem Erfolg in der kurzen Zeit ist wohl schwerlich mehr ausfindig zu machen. Völlig spurlos ist der Unterricht an dem Zögling nicht vorübergegangen. Jedenfalls war der Einfluß ein solcher, daß der König bis an sein Ende dem einstigen Lehrer gegen seine sonstige Gewohnheit mit großer Milde und ehrfurchtsvoller Achtung begegnete; ein später Zeitgenosse von beiden führt diese den König ehrende Gesinnung unmittelbar auf den Eindruck zurück, den der Religionslehrer auf das empfängliche Gemüt des Jünglings ausgeübt. Nicht viele in der nahen Umgebung haben sich solch unwandelbarer Gesinnung grade dieses Königs zu erfreuen gehabt, der auch als Hausvater ein ebenso unumschränktes, absolutistisches Regiment führte, wie er als absoluter Herrscher seinen Untertanen gleich einem Hausvater gegenüberstand. Das gesetliche Gepräge seiner Frömmigkeit hat der König nicht erst durch Jablonski erhalten. Der frühe sich kundgebenden Neigung dazu kam schon in jungen Jahren eine streng geregelte religiöse Unterweisung fördernd entgegen. Die von dem Knaben geforderte Ehrfurcht vor den Eltern und Unterwerfung unter ihren Willen setzte sich bei dem frommen Hohenzoller leicht fort zu Ehrfurcht und Unterwerfung unter den Willen Gottes, den der Kronprinz als seinen Statthalter ansah wie sich selbst als den von ihm eingesetzten Statthalter seines Volkes. In solcher Anschauung wurzelt der schöne, auszeichnende Zug, der in dem genialen, großen Sohne zur vollen Blüte sich entfaltete, daß der König in Preußen erster Diener des Staates zu sein habe, von Gott dazu eingesetzt und ihm, dem obersten Statthalter, dafür verantwortlich. Auch die ausgesprochne Neigung für die Union der beiden evangelischen Kirchen des Landes, ebenso die mannhafte Treue im Schutz und Trutz der bedrängten evangelischen Glaubensgenossen hatte Jablonski nicht nötig, den Hohenzollernsprößling erst zu lehren; wohl aber hat er die wie ein kostbares Hauserbe überkommene Gabe in seinem Religionsunterricht mit frommer Überzeugung gefördert, seinem königlichen Zögling dies Familienerbe zum lebenslang festgehaltenen Besitz gehegt und gepflegt.

Mit als eine Frucht des Unterrichtes von Jablonski, der wie in seinen Studien und auch Predigten tief in der heiligen Urkunde des Alten Bundes und der Geschichte des auserwählten Volkes lebte, möchte ich die Vorliebe des Königs für die Heldengestalten dieses Volkes ansehen, für seine Könige an der Spitze ihrer Truppen, für seine Heerführer, die mit Gott in den Kampf wider die Feinde Gottes und seines Volkes zogen. Der milde versöhnende Hauch des Evangeliums, der darin waltende Geist der Gnade und Freiheit in Christo war seiner Soldatennatur nicht in dem Maße zugänglich, wie ihn der Religionslehrer seinem frommen Schüler mitteilen wollte. Der damals lebhaft entbrannte Kampf zwischen den sogenannten Universalisten und Partikularisten in der geheimnisvollen, schweren Lehre der göttlichen Gnadenwahl flößte dem König eine Art Grauen ein. Möchte sein Hofprediger noch so entschieden und warm für die Allgemeinheit der göttlichen Gnade auch als Lehre der deutschen reformierten Kirche eintreten, so blieb dem König doch dieser ihm dunkle Punkt ein schwerer Stein des Anstoßes, um deswillen er wiederholt betonte, daß er nicht alle Lehren der reformierten Kirche so wenig wie die der lutherischen Kirche teilen könne. Er war und wollte sein auch auf diesem Gebiete Selbstherrscher; freilich in der vollen Überzeugung, sein Heil allein in der Gnade Gottes in Christo und in der neuen Geburt aus dem heiligen Geist erhalten zu haben. Der lange währende Kampf in der Prädestinationslehre wirft seine Schatten auch auf das getrübbte Verhältnis zwischen dem König und dem Kronprinzen und verschärfte, ja verbitterte die Lage des Gefangenen in Küstrin. Der Kronprinz neigte dem Partikularismus in starkem Grade zu; der König erfuhr, daß der Sohn sein Verhalten gegenüber dem Vater mit Berufung auf die schroffe Erwählungslehre zu rechtfertigen suchte. Das war Öl ins Feuer des väterlichen Zornes. Eine strenge Untersuchung hub an. Der König untersagte dem Küstriner Hofprediger Claessen jeden Zugang zu dem Gefangenen; er hatte ihn bereits vor zehn Jahren um seiner scharf ausgeprägten partikularistischen Meinungen willen aus seiner Stellung als Domprediger in Berlin entfernt. Nun mußte sich der Hofprediger Andreae, der dem Kronprinzen Religionsunterricht erteilt hatte, rechtfertigen. Er erklärte, von diesen Anschauungen seines einstigen Zöglings nichts zu wissen; nur in der Heiligen Schrift und dem Heidelberger Katechismus habe er ihn unterwiesen. Graf Falkenstein und Oberst Ralkstein, die immer dem Unterricht beigewohnt, konnten es bezeugen. Geheimrat von Wolden in Küstrin wird beauftragt, den Gefangenen ins Verhör zu nehmen. Ihm erklärt der Kronprinz, daß er durch das Lesen von Röm. 9 auf die Gedanken gekommen und darin durch zwei Bücher bestärkt worden, durch Bossuets *l'histoire des variations de l'Eglise réformée* und Basnage *l'histoire de l'Eglise réformée*. Mit diesem Geständnis beruhigte sich der König

nicht. Er forderte von dem widerspenstigen Sohne Änderung seines „malhonneten“ Herzens und „daß er die schädliche Lehre des Partikularismus abtue.“ Der „mortifizierte“ Gefangene verspricht dem königlichen Vater, „er wolle fortan Gott und sein heilig Wort nie aus den Augen lassen und ihn inbrünstig anrufen, daß er mit seinem heiligen Geist ihn regieren und zu allen Zeiten leiten möge.“ In all diesen peinlichen Verhandlungen zwischen Vater und Sohn habe ich keine Spur auffinden können, daß auch Jablonski mit in dieselben gezogen worden wäre; auch nicht um als Seelsorger vermittelnd zwischen Vater und Sohn einzutreten, was ihm freilich kaum möglich gewesen wäre.

Bald nach seinem Regierungsantritt bekundete Friedrich Wilhelm außer der Einsetzung des reformierten Kirchendirektoriums durch eine weitere Anordnung, daß er treu zur Kirche seiner Väter stehe. Als die hundertste Wiederkehr des Tages herannahte, an welchem Kurfürst Johann Sigismund das heilige Abendmahl nach reformiertem Brauche genommen und damit feierlich und öffentlich bekannt, daß er und sein Haus in dem Bekenntnis dieser Kirche dem Herrn dienen wolle, befahl er, daß in sämtlichen reformierten Kirchen seines Reiches der Gedächtnistag (er fiel 1713 auf einen Montag) durch eine Jubelpredigt und Gemeinde-Abendmahl gefeiert werden solle, letzteres weil so sein Ahne den Übertritt öffentlich bekundet habe. Der Bischof war zu alt und gebrechlich; darum übertrug der König die Feier Jablonski. Friedrich Wilhelm hielt sich nicht mehr wie Vater und Großvater gebunden, nur am Gottesdienst in der reformierten Kirche teilzunehmen. Das dünkte ihm widerrechtliche Nötigung, der sich zu unterwerfen er als König und Selbstherrscher keine Lust verspürte. Er erklärte an den Gottesdiensten aller Kirchen teilnehmen zu wollen, da zumal, wo er die ihm zusagende Erbauung finde. Bis an sein Ende hat er gern seinen Hofprediger Jablonski gehört; wir haben bereits verschiedene Male lobende Beurteilungen, mit denen der König nicht allzu freigebig zu sein pflegte, vernommen. Er hat ihn oft nach der Predigt zur Tafel im Schlosse behalten, und der Prediger, der ihn erbaut, wurde dann über den religiösen Unterhaltungen mit seinem „vornehmsten Gemeindeglied“ Seelsorger. Ein solches Gespräch nach dem Abendmahl in Charlottenburg im Juli 1716 hatte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüt des Königs gemacht, daß er die lange liegen gebliebenen Unionsverhandlungen wieder aufnahm und Jablonski bat, ihm mündlich und schriftlich seine Ansichten inbetreff der zu ergreifenden Maßregeln mitzuteilen; es war davon schon die Rede (S. 279). Bekanntlich war der König im Herbst 1734, während er sich bei seinen Truppen am Rhein aufhielt, an der Fußgicht schwer krank befallen. Nur mit Mühe konnte er nach seinem Schlosse Moyland bei Cleve, mit Lebensgefahr von da nach Potsdam gebracht werden; vier Monate bis um die

Weihnachtszeit mußte er das Bett und Zimmer hüten. *) Am 3. Epiphania=sonntag (24. Januar) war zum ersten Male der wiedergenesene König in der Hauptstadt und nahm am Gottesdienst seiner Gemeinde im Dom teil; auf seinen Wunsch predigte Jablonski. Nach dem Gottesdienst ließ er ihn zu sich kommen, ihm für die empfangene Erbauung zu danken. Nur die Königin war bei dem vertraulichen, seelsorgerlichen Gespräch zugegen, das länger wie eine halbe Stunde dauerte. Heute darf wohl etwas von dem Gespräche verlauten, wie es Jablonski selbst bald darauf vertraulich seinem ältesten Sohn mitgeteilt. „S. Majestät bezeugten Ihre Erbauung und applizierten fast alle Pünktlein, die in der Anwendung waren vorgekommen, auf sich recht gottselig. Sagten, Sie hätten überleget, zu welchem Ende Gott Ihnen die harte Krankheit zugeschiedet, nämlich Sie wären allzu sehr an die Welt attachiert gewesen; von dieser wollte Sie Gott abziehen. Sie wollten sich auch derselben entziehen u. s. w.“ Der Vater kann in dem Briefe beifügen, daß er am nächsten Tage zur königlichen Tafel geladen wurde, ebenso drei Wochen später am Sonntag Segagesimä, als der König wieder seiner Predigt beistand. „Beide Male haben S. Majestät vor den Grafen und der ganzen vornehmen Gesellschaft mir so viele Gnade und Ehre erwiesen, daß ich darüber ganz beschämt wurde.“

Bis an sein Lebensende bewahrte der König seinem Hosprediger und Seelsorger auszeichnende Hochschätzung. Als 1736 Jablonski wieder einmal mit dem ihm seit einiger Zeit um der vielen lutherischen Zöglinge willen beigeordneten Propst Reinbeck zu einer Besichtigung des Waisenhauses nach Potsdam gekommen, waren die beiden Geistlichen täglich zur königlichen Tafel geladen. Am letzten Tage erwartete sie der König bereits um zehn Uhr bei Hofe. Sie fanden ihn vor dem Schlosse unter den blühenden Linden auf einer Bank sitzend, umgeben von den Generalen und Offizieren der Potsdamer Besatzung. Sobald der König die beiden Geistlichen erblickte, stand er auf, nahm seinen Hut ab und sprach stehend, den Hut in der Hand, wohl eine halbe Stunde mit ihnen äußerst gnädig. Nach der Wachparade setzte man sich zu Tisch und während drei Stunden unterhielt sich der König zur großen Verwunderung der übrigen Tischgenossen aufs Lebhafteste mit den beiden Geistlichen. Vier Jahre später, im Mai 1740, waren die beiden Vertrauensmänner zum letzten Male im Waisenhaus, dessen Oberaufsicht Jablonski nun seit 47 Jahren treu inne gehabt. Wiederum waren sie täglich zur königlichen Hofstafel geladen;

*) Ueber den Verlauf der Krankheit liegt eine Art Tagebuch vor, der ständige Bericht eines Kammermohren an den Grafen Seckendorf, aus welchem Förster (a. a. O. II, 141) Auszüge gibt. Vergl. auch des Baron Karl von Poellnitz Mémoires II, 302.

Die beiden ersten Abende allein mit der Königin, da der König noch immer schwer leidend war. Am zweiten Abend ließ sich der König in seinem Rollwagen in den Speisesaal fahren und unterhielt sich, ohne an dem Mahle teilzunehmen, wohl eine Stunde lang mit den Geistlichen so angeregt und munter, daß er sie zum nächsten Tage zu sich lud. Er aß allein an einem kleinen Tische, ließ sich aber bald zu Bett bringen. Jablonski hatte zum letzten Male seinen König gesehen, dem er seit 37 Jahren zuerst als Religionslehrer nahe getreten und seit seiner Thronbesteigung vor mehr wie einem Vierteljahrhundert als Hosprediger und Seelsorger zur Seite gestanden. Wenige Tage später, am 31. Mai 1740, entschlief der König; seine letzten Worte waren: „Herr Jesus, dir lebe ich; Herr Jesu, dir sterbe ich; dein bin ich im Leben und im Sterben.“

In all den langen Jahren der Wirksamkeit in Berlin, welcher einen Wechsel und Wandel auch in der Umgebung seines Berufes hat der hochbetagte Greis erlebt! Von den Amtsbrüdern am Dom, ebenso von den Mitgliedern des Domkollegs wie des Konsistoriums, die er bei seiner Einführung vorgefunden, war keiner mehr am Leben; manche frühe gebrochene Rücke bereits zum zweiten und dritten Male neu besetzt. Auch die Amtsbrüder der lutherischen Kirche waren alle dahingegangen und wiederholt neue an ihre Stelle getreten. Noch immer stand Jablonski aufrecht unter den jungen Berufsgenossen, ein von allen Seiten achtungsvoll verehrter Patriarch. Jugendfrisch bis zuletzt, ein wackerer Kämpfer im Streit wider Rom für seine evangelische Kirche und die bedrängten Glaubensgenossen da und dort, jugendfrisch auch in unentwegter Treue ein Friedensvermittler zwischen den uneinigen Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation: so steht fesselnd seine Gestalt vor uns Spätgeborenen als eines wackeren Helden jener Tage, der mit Schwert und Kelle zugleich an dem Wiederaufbau der Mauern unserer teuern evangelischen Kirche arbeitet. Ist er auch auf beiden Gebieten seiner schönen, unermüdet verfolgten Lebensarbeit nicht an das heißersehnte Ziel gelangt: das entmutigt ihn selbst an der Schwelle des Grabes nicht. Hochgemut und hoffnungsvoll bis zuletzt wie sein großes Vorbild, der Apostel Paulus, jagt er dem von Gott ihm gesteckten Ziele nach, ob er es auch ergreifen möchte; unüberwindlich stark und auch selig in der gläubigen Überzeugung, von seinem Herrn Christus ergriffen zu sein. Wir haben hier nicht zu wiederholen, was bereits ausführlich von seinen niemals unterbrochenen Unionsbestrebungen berichtet wurde. Wohl aber hier noch ein Wort über den anderen, äußeren Bau von Kirchen in Berlin, die man als Unionskirchen bezeichnen kann und bei deren Ausführung im Geiste einer Vereinigung der getrennten Brüder sein Einfluß unverkennbar sich geltend macht.

Wiederholt ist darauf hingewiesen, daß weder vor noch nachher, selbst nicht in unserer Gegenwart, Berlin entsprechend der Zahl der Gemeindeglieder eine solch rege Baulust für evangelische Kirchen gesehen wie während der Regierung der beiden ersten Könige in Preußen. Der fromme Eifer, mit der wachsenden Bevölkerung der Hauptstadt Schritt zu halten in Bildung neuer Gemeinden und ihnen entsprechend im Bauen neuer Kirchen hub bereits unter dem Großen Kurfürsten an. Für die durch den dreißigjährigen Krieg und der wiederholt durch ihn veranlaßten Seuchen so stark zusammengeschmolzene Bevölkerung, daß binnen einem ganzen Jahrhundert die Einwohnerzahl die gleiche geblieben, war am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms reichlich an den aus römischer Zeit überkommenen Kirchen gesorgt. Die 1657 auf kaum 10 000, 1685 auf 17 000 Seelen geschätzte evangelische Bevölkerung besaß innerhalb der Festungsmauern sieben zum Teil recht große Kirchen (in Köln: Petri-, Dom- und Gertraudtenkirche; in Berlin: Nikolai-, Kloster-, Marien- und Heiligengeistkirche), draußen am Wall dicht vor dem Festungsgraben noch die kleine Georgen- und Jerusalemkirche. Trotzdem, als noch während der Regierung des Großen Kurfürsten zwei weitere städtische Ansiedelungen den beiden vorhandenen Städten Berlin und Köln sich angliederten und mit in die neue Festungsanlage aufgenommen wurden, der Friedrich-Werder und die Dorotheenstadt, deren Bewohner in den obigen 17 000 mit aufgenommen sind, wurde nicht gesäumt, der Dorotheenstadt eine eigene Kirche, dem Friedrich-Werder zeitweilig zunächst einen gottesdienstlichen Raum im Werderschen Rathaus zu errichten.

Einen mächtigen Aufschwung nahm diese, zumeist — wir wollen es in dankbarem Gedächtnis bewahren — von den Hohenzollern selbst auszehende und von ihnen mit regem Eifer geförderte treue Fürsorge für die wachsende, evangelische Bevölkerung, als Berlin aus einer kurfürstlichen Hauptstadt zu einer königlichen sich umgestaltete. Das starke Anwachsen der Bevölkerung überraschte nicht faumselige, schlafende Gemeinden. Mit den in hellen Haufen einziehenden neuen Bewohnern hielt hocheifriger Schritt die Vermehrung der Einzelgemeinden, damit zugleich der Kirchen und Pastore. Es waren dies verhältnismäßig die gleichen, wenn nicht größere Aufgaben, als sie unserer Stadt in der Zeit gestellt wurden, da die Hauptstadt des Königreichs Preußen sich durch Gottes Fügung in die Kaiserstadt des geeinten deutschen Reiches wandelte. In einer uns beschämenden Weise haben unsere frommen Altvorderen die Aufgabe gelöst. Sie verstanden besser die zwar unwägbare, aber dennoch stärkste Kraft einer lebendigen evangelischen Bevölkerung für das Wohl des Gemeinwesens zu werten als unsere heutigen Väter der Stadt. Unter Friedrich I. wurden der großen Zahl bereits vorhandener Kirchen sechs weitere Neubauten hinzugefügt und zwei alte, für die wachsende Gemeinde zu klein gewordene

Kirchen bedeutend erweitert. Der rege, löbliche Eifer, die evangelischen Glaubensgenossen sich nicht in unförmliche Gemeinden auswachsen und verkommen zu lassen, (und die Grenzlinie einer lebensfähigen, evangelischen Gemeinde wurde damals viel, viel enger gezogen als heutzutage) hielt auch unter dem Nachfolger des prachtliebenden ersten Königs ungeschmälert an.³⁶⁾ Wir Berliner dürfen nicht vergessen, daß der sparsame, nüchterne, besonnene König Friedrich Wilhelm keine Kosten zu opferwilligem Eingreifen scheute, wo immer ein Bedürfnis in der Hauptstadt nach Teilung der Gemeinden, nach mehr Kirchen sich regte. Während seiner Regierung wurden weitere sechs Kirchen gebaut, außerdem zwei baufällig gewordene Kirchen niedergerissen, und durch neue, vergrößerte ersetzt, zwei durch Feuer zerstörte Kirchen von Grund auf neu aufgeführt. Als Jablonski 1793 in Berlin einzog, fand er für 20 000 Protestanten acht Kirchen vor; als er 1799 bei der Einweihung der Dreifaltigkeitskirche seinen dritten Sohn als ersten Prediger der neugegründeten Gemeinde einführte, besaß Berlin zwanzig evangelische Kirchen, nebst zwei an Stelle alter Kapellen; ihre Zahl hatte sich demnach während eines halben Jahrhunderts fast verdreifacht. Freilich war während dieses Zeitraumes die Bevölkerung der Hauptstadt von rund 20 000 auf etwa 90 000 Seelen angewachsen; immerhin bestand das günstige Verhältnis, daß durchschnittlich knapp 4500 Seelen auf eine Kirche kamen, für ein gesundes, kräftiges Gemeindeleben die richtige Größe, um der einer evangelischen Gemeinde gesteckten, hohen Aufgabe nachzueifern zu können. Und heute in Berlin? Nur das eine, tiefschmerzliche Klagewort, daß die immer prächtiger sich ausgestaltende Kaiserstadt zwei evangelische Gemeinden mit einer größeren Seelenzahl, als die damalige Gesamtbevölkerung Berlins in sich faßt, und diese beiden ungeheuerlich aufgedunsenen Gemeinden nur je eine Kirche besitzen.

Zwei Bemerkungen drängen sich an dieser für das Gemeindeleben in der Hauptstadt so wichtigen, in der Gegenwart brennend gewordenen Kirchenbaufrage unwillkürlich auf; sie sollen auch hier ausgesprochen werden. Der prachtliebende erste König in Preußen hat seiner Hauptstadt ein paar weltliche Bauten geboten, die heute noch eine Zierde der Kaiserstadt sind, Meisterwerke der Baukunst, für deren Aufrichtung keine Kosten gescheut wurden. Anders bei den während seiner Regierung ausgeführten „kirchlichen“ Bauten. Unter ihnen keine einzige Kirche, die sich auch nur annäherungsweise etwa mit dem Zeughaus oder dem Schloß vergleichen ließe. Dagegen das ernste, schöne Bestreben, die verfügbaren Mittel zum Bau vieler Kirchen und damit zur Bildung lebenskräftiger Gemeinden bei der rasch wachsenden Bevölkerung zu verwenden. Ein Blick auf die damals gebauten Kirchen macht den Eindruck, als ob maßgebend für die Größe der Kirche und damit auch für die Zahl der Neubauten gewesen sei, einem

Drittel der Gemeindeglieder Sitzplätze für den Gottesdienst zu bieten, eine Berechnung, die von allen Kennern und treuen Freunden der evangelischen Kirche als zutreffend bezeichnet wird. Dem reiht sich die andre Bemerkung an. Das rege, evangelische Gemeindebewußtsein, das diese Kirchenbauten für übersehbare Gemeinden von 4–5000 Gliedern befunden, zeigte sich auch in dem offenbaren Bestreben, evangelischem Gottesdienst, so wesentlich von dem der römischen Kirche verschieden, auch in der Anlage und Ausgestaltung des „Hauses der Gemeinde“ zweckentsprechenden, künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Noch pulsierte der reformatorische Geist in den evangelischen Gemeinden so jugendkräftig und hoffnungsfreudig, daß, als in jener Zeit und zumal in Berlin zum erstenmal in verstärktem Grade an die evangelische Kirche Bedürfnis und Forderung neuer Kirchen herantrat, sie keine Lust verspürte, die Bauwerke der alten Kirche, von der sie sich völlig losgesagt, einfach nachzuahmen. Ein ernstliches, auch lebensfrohes Ringen machte sich geltend, dem neuen, evangelischen Wesen auch in dem gottesdienstlichen Haus der Gemeinde eigengearteten, selbständigen Ausdruck zu verleihen. Wer auch heute noch die Berliner kirchlichen Bauwerke vor zweihundert Jahren prüfend übersieht, erkennt leicht und auch mit herzlicher Zustimmung dies achtungswerte Ringen unsrer evangelischen Glaubensgenossen, nun auch in der Kirchbaukunst der Reformation ihr gutes Recht zu wahren und die Steine mit einstimmen zu lassen in unser Bekenntnis und Reformationslied. Wohl ist dies berechnigte, ja verpflichtete Ringen noch nicht mit dem Erfolg gekrönt wie etwa in dem Reich der Töne; unsrem evangelischen Kirchenbau ist noch kein dem Joh. Sebastian Bach vergleichbarer Meister entstanden. Das darf nicht entmutigen; gewiß nicht! Den Versuch auch nur gewollt und gemacht zu haben, frommt (et voluisse juvat) und bleibt ein fördernder Ansporn, auf dem beherzt eingeschlagenen Wege weiter zu gehen und unsrer evangelischen Kirche der Reformation ein ihren schönen Gottesdiensten entsprechendes schönes, kunstvollendetes Haus zu bauen. Sie ist eines würdigen Eigenbaues wohl wert, wie sie ihre Predigt, ihre Lieder, ihre Choräle und Oratorien besitzt.

Eng mit dem lebensvollen Ringen damaliger Zeit, den Kirchenbauten an der Wohnstätte der Hohenzollern reformatorisches Gepräge im scharf betonten Unterschied von römischen Kirchen zu geben, ist ein andrer fesselnder Zug verbunden, an dem unverkennbar das Streben zu Tage tritt, das die Lebensaufgabe Jablonskis in allen Zeiten seiner Wirksamkeit auszeichnet. Der beachtenswerte Zug kann nicht unmittelbar oder ausschließlich auf seinen Einfluß zurückgeführt werden; der Hofprediger war hier nur der überzeugungsvolle, begeisterte Mitarbeiter der Hohenzollern und ihrer besten Staatsmänner damaliger Zeit. Alle in jenem bedeutamen halben Jahrhundert (1687 wurde die Dorotheenstadtkirche ein-

geweiht, 1739 die Dreifaltigkeitskirche) errichteten zahlreichen Kirchen wurden der evangelischen Gesamtkirche der Reformation, den Lutheranern wie Reformierten, zum gemeinsamen Eigentum übergeben. Nicht in der Weise, daß der eine Teil in dem andren aufzugehen und zu verschwinden habe. Solch eine auffaugende (absorptive) Union lag den Glaubensmännern einer Vereinigung der beiden lange getrennten Brüder völlig fern. Vielmehr daß jeder Teil, dem andren ebenbürtig, in der gemeinsamen Kirche seinen Gottesdienst feiere und einen Pastor seines Sonderbekenntnisses erhalte. Den reformierten Hohenzollern, die zugleich die hauptsächlichsten Baumeister jener gemeinsamen Kirchen und auch nach der aus lutherischer Zeit überkommenen und festgehaltenen Überlieferung die obersten Bischöfe der Landeskirche mit bischöflichen Rechten über die Ordnungen innerhalb der Kirche waren, kann niemand verargen, wenn sie den reformierten Geistlichen dieser Kirchen die erste Pfarrstelle und damit den Vorsitz in den gemeinsamen Kirchenratsversammlungen einräumten.

Die gemeinsame Benutzung der Kirche bedingte eine Einrichtung des Innenbaues, die meines Wissens zu keiner Klage der damaligen Lutheraner Anlaß gegeben. Die Kanzel als die Predigtstätte evangelischen Gottesdienstes wurde in diesen Kirchen aus ihrer Seitenstellung an irgend einer Säule abseits von dem römischen Hochaltar entfernt und an den ihr zukommenden günstigsten Platz gestellt, von welchem aus das Wort des allen Gemeindegliedern sichtbaren Predigers des Evangeliums in der ganzen Kirche am besten vernommen wurde. Das bedingte, wie heute noch aus damaliger Zeit an der Dreifaltigkeits- und Bethlehemskirche erkennbar und beibehalten, die Anbringung von Kanzel und Altar an der gleichen Stelle. Das moderne, dem römischen Gottesdienst entnommene liturgische Bedenken, als ob dadurch der hohen Bedeutung des Altars zu nahe getreten würde, regte sich damals in unsren evangelischen Gemeinden so wenig wie in altkirchlicher Zeit. Gute Kenner christlicher Kunstgeschichte lassen solche Anschauung erst spät in der christlichen Kirche aufkommen, seit den Tagen etwa, als das vierte Laterankonzil (1215) die Verwandlungslehre (Transsubstantiation) zu einem Glaubenssatz der römischen Kirche erhob. Dagegen stieß auf peinlichen Widerspruch wenigstens bei einigen lutherischen Geistlichen und auch Gemeindegliedern eine andre Neuordnung bei diesen gemeinsamen Kirchen, die nicht unerwähnt bleiben kann, zumal wir dabei einem handschriftlich vorliegenden Bericht Jablonskis folgen können.

Bereits der Große Kurfürst hatte bei Einrichtung der Gottesdienste in der Dorotheenstadt, in Friedrichswerder und in der kleinen Jerusalemkapelle, die er 1671 dem Magistrat des Friedrich-Werder für die dort vor der Festung sich ansiedelnden Protestanten geschenkt, verordnet, daß wo die lutherischen Ceremonien (wie Gebrauch des Chorrock und der Kaselen,

der Wachslichter auf dem Altar, des Kruzifixes und Kreuzeschlagens) in den alten Kirchen gewesen, sie beibehalten werden könnten; „aber Wir gestatten nicht, daß in den neu zu bauenden Kirchen solche päpstliche Satzungen fortgepflanzt werden zu großem Skandal und Ärgernis aller Aufrichtigen und Wohlgesinnten evang.-luther. und reform. Bekenntnisses.“ Lutheraner und Reformierte der drei genannten Gemeinden fügten sich willig der landesbischöflichen Verordnung; keine Klage verlautete. Draußen vor dem Köpnicer-Festungstor fing der Anbau einer Vorstadt an: an der Bruchwiese (heutzutage Wassergasse), in der Triftstraße (Annenstraße), wo der Magistrat eine Meierei angelegt, in der Rixdorferstraße (Dresdenerstraße). Hier hatte auch in der Totengasse (Kürassierstraße) der Magistrat ein Pesthaus mit einem Armenkirchhof 1670 angelegt. Als die Hugenotten nach Berlin kamen, siedelten sich viele Gärtner von ihnen dadraußen auf dem weiten Ackerlande an. Eine ihnen überlassene Scheune richteten sie für eine Kapelle ein, an deren Stelle ein Vierteljahrhundert später (1727) die heute noch bestehende französische Kirche in der Kommandantenstraße gebaut wurde. Die Bevölkerung der Köpnicer-Vorstadt war in der Petri-Kirche eingepfarrt; als diese Kirche einen neuen Friedhof brauchte, erwarb sie den nötigen Grund in der Vorstadt, friedigte ihn ein, erbat und erhielt auch die Erlaubnis, auf dem neuen Friedhof eine kleine Kapelle zu erbauen, in welcher dann der angestellte Pestilentialarius aus dem nahegelegenen Pesthause die Leichenreden zu halten verpflichtet wurde. Die 1686 gewährte Bauerlaubnis bestimmt ausdrücklich, daß Kirchhof und Kapelle den Lutheranern und Reformierten gemeinsam gehörten.*) Wegen Mangel an Mitteln verzögerte sich der Kapellenbau bis 1695. Am 15. Juli dieses Jahres hatte Kurfürst Friedrich III. mit besonderem Bezug auf die einzuweihende Kapelle die erwähnte Verordnung seines Vaters erneuert, mit der Verwarnung durch das Konsistorium an den Magistrat, „daß Wir sonst zur Abstellung dergleichen abgöttischen Ceremonien solche Mittel, die Ihnen nicht angenehm sein möchten, gebrauchen werden.“ Die Verordnung wurde erst acht Tage später, am 22. Juli, in der Konsistorialsitzung vorgestellt; der Magistrat, der wohl durch den Propst von Köln und Konsistorialrat Büttkens vorzeitig von dem Inhalt des Erlasses Kenntnis erhalten, ließ rasch durch den Propst am 21. Juli die Kirche mit den ausdrücklich verbotenen „papistischen Ceremonien“ einweihen. Der Bürgermeister und die Ratsherren von Friedrich-Werder reichten deshalb eine Klageschrift bei dem Kurfürsten ein, der in hohem Grade über solch pfiffige Umgehung seiner Verordnung erzürmt, den Befehl gab, die Kapelle zu schließen, ja willens war, sie abbrechen zu lassen, zu-

*) Noßl druckt in seiner Gesch. der Luisenstadtkirche 1694—1894 diesen kurfürstlichen Erlaß ab (S. 3); ebenso einen späteren von Kurfürst Friedrich III. aus dem Jahr 1695 (S. 19).

mal der Kölner Magistrat nicht das Patronatrecht über die Kapelle besaß. Großer Schrecken in der jungen Gemeinde. Man legte sich aufs Bitten und erklärte sich willig und bereit, den Verordnungen des Kurfürsten sich zu fügen, worauf dann Friedrich III. die Kapelle für den Gottesdienst, aber ohne die verbotenen „papistischen Bräuche“ öffnen und ein zweites Mal am 18. August einweihen ließ. Schon am 30. Juli war der arme Pestilentiarius, der vor ein paar Wochen erst als Seelsorger der jungen Gemeinde eingeführte Pastor Pojsart zu Jablonski klagend gekommen: ihm sei das Predigen unter sagt, nicht einmal einen Studenten dürfe er an seiner Stelle auf die Kanzel lassen. Der Hofprediger bat den Minister Fuchs um seine Vermittlung zu Gunsten der arg bedrängten Gemeinde. Am übelsten fuhr bei der ganzen peinlichen Angelegenheit der, den auch die meiste Schuld trifft, der Propst von Köln. Er stand bis dahin in hohem Ansehen bei Hof und auch bei dem Minister Fuchs. Nun büßte er beider Gunst ein; der mächtige Dandelman äußerte laut, daß dies sein Tun ein durchtriebenes, raffiniertes Stück von List und Verschlagenheit gewesen sei. Wie sehr der Propst und auch die andern Geistlichen der Petrikirche an diesen „papistischen Bräuchen“ hingen, des mag als Beweis dienen, daß erst der Nachfolger Vütken's, Propst Vindscheid, 1705 mit dem festgehaltenen Brauche des Vorgängers brach, die Leichen seiner Gemeindeglieder nur bis an die Brücke des Festungstors (an der eben fertiggestellten Brücke bei der neuen Noßstraße) zu begleiten, da er jenseits der Brücke auf dem Gebiete der Köpnicke-Vorstadt seine Kasse hätte ablegen müssen. Lieber auf die Tröstung der Gemeindeglieder bei einer Beerdigung als auf das Tragen des weißen Chorhemdes verzichten!

Der große Eifer der beiden ersten Könige in Preußen, der wachsenden evangelischen Bevölkerung der Hauptstadt zu lebensfähigen Gemeinden und ihnen entsprechend zu vermehrten Kirchen zu verhelfen, war gut angebracht und zu rechter Zeit ausgeführt. Mit der Thronbesteigung Friedrich des Großen und zum Teil unter seiner Führung brach sich ein Geist Bahn und gelangte allmählich zur Herrschaft auch in der Kirche der Reformation, der sich mehr und mehr innerlich von ihr lossagte und, auf eigener Spur der Aufklärung und des sog. gesunden Menschenverstandes je länger um so entschiedener einhergehend, der Kirche und was sie als Heilsgüter besaß, entraten zu können meinte. Nachdem Jablonski 1739 die Dreifaltigkeitskirche hatte einweihen helfen, sah Berlin bis zum Jahre 1835 keine neue evangelische Gemeindefirche in ihrem Weichbilde und auch der nächsten Umgebung entstehen, trotzdem die Bevölkerung sich während dieser Zeit mehr wie verdreifachte.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, haben wir noch einmal den gelehrten Domprediger in seinem „Museum“ und unter seinen geliebten

Bücherschätzen aufzufuchen. Sie waren ihm keine toten Schätze, die er nach der Mode der damaligen Zeit anhäuft, um sich wie ein Geizhals an ihrem bloßen Besitz zu erfreuen; sie waren und blieben ihm bis zuletzt die unentbehrlichen, stark benutzten Werkzeuge rastloser wissenschaftlicher Forschungen. Auch bei diesen Forschungen leitete ihn nicht der Wunsch, eine immer wachsende Summe von Wissen zu eignem Genieß aufzustapeln; vielmehr dasselbe zum Nutz und Heil seines Lebensberufes, im treuen Dienste seiner Kirche zu verwerten. Erstaunlich, wie der von allen Seiten in immer stärkerem Grade beanspruchte Geistliche mitten im praktischen Leben dennoch bei sparsamster Ausnutzung der Zeit und bis ins Alter sorgsam bewahrter jugendlicher Schaffensfreudigkeit so Großes auch auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet hat. Von den heute nicht mehr übersehbaren, fast zahllosen Denkschriften zur kirchlichen Zeitgeschichte, meist die reife Frucht eingehender Studien, ist nur ein Teil durch den Druck weiteren Kreisen bekannt geworden, ohne daß diese allemal auch den Namen des Verfassers erfahren hätten; der andre Teil gelangte in schweigsame Ministerien und ruht in deren Archiven, soweit nicht der bekannte Papierkorb aufgeräumt hat. Eine hervorragende größere wissenschaftliche Leistung, die hebräische Ausgabe des Alten Testaments, haben wir an ihrem Orte erwähnt (S. 194), ebenso im Verlauf der Erzählung eine Reihe kleinerer wissenschaftlicher Arbeiten.*)

Um der Bedeutung willen des behandelten Gegenstandes liegt uns ob, hier auf ein paar Werke hinzuweisen, an denen Jablonski jahrelang mit unverbrochenem Eifer gearbeitet, und die dann leider doch nicht abgeschlossen und durch den Druck veröffentlicht wurden. Die Anfänge der einen Arbeit gehen weit zurück in dem Leben Jablonskis. Durch die Wahl zum Senior der Brüderunität (S. 311) war der preussisch-brandenburgische Hosprediger wieder in nahe und enge Fühlung zu der Kirche seiner Väter getreten, mit der er sich lebenslang innerlich in treuer Pietät verbunden fühlte. Unabweisbar drängte sich ihm wie den Besten der Brüder die Ueberzeugung von dem rasch fortschreitenden Niedergang dieser einst so ergreifend heldenhaften Märtyrerkirche im Ringe der Reformationsgenossen auf. Wollte Jablonski den Niedergang etwas aufhalten dadurch, daß er den Brüdern die Geschichte ihrer Kirche unter die Augen stellte, von der Ueberzeugung geleitet, daß wer eine Vergangenheit hat und auch in treuem Gedächtnis bewahrt, der auf eine Zukunft hoffen darf? Wollte er bei einbrechender Dämmerung dem wehmütigen Gedanken nachhängen, wie groß und schön und verheißungsvoll der Ausgang des verordneten Tageslaufes dieser frühesten Reformationskirche gewesen, wie heldenhaft diese evangelische Märtyrerkirche auf der Mittagshöhe ihres

*) Das am Schluß des Werkes gegebene Verzeichnis dieser Arbeiten weist auch auf den Ort ihrer Erwähnung in dem Buche hin.

Lebens und unter all den Stürmen und Wettern, die über sie hinzogen, dagestanden, eine treue, feste Wacht im Osten des Reiches und unserer evangelischen Kirche? Wer will es heute noch entscheiden? Fest steht nur, daß frühe schon Jablonski mit dem Sammeln geschichtlicher Urkunden der Kirche seiner Väter begann, und daß er mit Freuden den Wunsch der Unität begrüßte, zum Teil ihn angeregt, die bedeutendste vorhandene Arbeit über die Geschichte der slavischen Kirchen des Andreas Wengierski durch einen Neudruck der seit einiger Zeit vergriffenen Auflage den Söhnen der evangelischen Kirche wieder zugänglich zu machen. *) Der Neudruck sollte bis auf die Gegenwart, also noch ein weiteres halbes Jahrhundert fortgesetzt werden. Jablonski als der Gelehrteste und Kundigste der Geschichte der evangelischen Kirche in slavischen Ländern wurde mit der Aufgabe betraut und unterzog sich ihr willig und mit freudiger Schaffenslust. Sehr bald erkannte er, daß ein bloßer Wiederabdruck nicht genügen würde, eine völlige Neubearbeitung auf Grund möglichst vieler Urkunden ein dringendes Bedürfnis sei. Der mit Berufsgeschäften überlastete Mann schreckte nicht vor der Riesenarbeit zurück, seinen weitausgedehnten Plan auszuführen. Nachweisbar hat er jahrzehntelang an Sammlung von Urkunden mit allem Fleiß gearbeitet. Die Doppelstellung als Senior und auch Hofprediger erleichterte ihm den Zugang zu handschriftlichen Quellen, die anderen Forschern verschlossen sind. Von allen reformierten Gemeinden der angegebenen slavischen Provinzen erhielt er Abschriften der wertvollen Schätze in den einzelnen Kirchenarchiven, deren Mehrzahl uns Spätgeborenen Dank dem Zerstörungseifer der Jesuiten verloren ist. Ein besonderes wohlgeordnetes und auch wohlgehütetes Archiv in seinem Museum bewahrte die kostbaren Schriftstücke; aus mancherlei Andeutungen geht hervor, ein wie massenhafter Stoff sich bei dem Hofprediger aufgehäuft. Von ein paar Ausschnitten dieser geplanten, umfangreichen Kirchengeschichte, die in ausgeführten Sonderbearbeitungen vorliegen, wie z. B. die erwähnte Geschichte des Sendomirer Vergleiches, die Sammlung der Rechte und Freiheiten der Dissidenten und so manche veröffentlichte Denkschrift, kann auf die Reichhaltigkeit und den Wert der angesammelten urkundlichen Schätze geschlossen werden; sie verstärken das Bedauern, daß

*) *Systema historico-chronologicum ecclesiarum Slavonicarum per provincias varias, praecipue Poloniae, Bohemiae, Lituaniae, Russiae, Prussiae, Moraviae etc. distinctarum, libris IV adornatum, continens historiam ecclesiasticam a Christo et apostolorum tempore ad an. Dom. 1650 opera Adriani Regenwolsai.* Ich besitze die in Utrecht (Trajectum ad Rhenum) 1652 erschienene Ausgabe, eine weitere Amsterdamer Ausgabe von 1679 ist mir bekannt, in welcher an Stelle des angenommenen der richtige Name des unterdessen verstorbenen Verfassers Andreas Wengierski angegeben, dessen Großvater, Vater und vier Brüder außer ihm selbst eine Rolle in der Geschichte der evangelischen Kirche Polens gespielt.

Jablonski auch in seinem Alter nicht die Muße gefunden, dies großartige Lebenswerk zum gewünschten Abschluß zu bringen. Es geschieht ja manches Mal, daß die Fülle des Stoffes Zeit und Kraft zu seiner Bewältigung nimmt; dazu bei Jablonski bis in sein hohes Alter hinein die unablässigen, täglichen Forderungen eines viel bewegten Lebensberufes. Besonders schmerzlich für jeden Forscher in der Geschichte der evangelischen Kirche Polens ist, daß diese meist unerseßbar gewordenen handschriftlichen Schätze aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen sind; trotz vielen Bemühens habe ich keine Spur von ihnen auffinden können. Bei dem Tod des hochbetagten Sammlers waren sie noch vorhanden; was dann aus ihnen geworden, ist mir unbekannt geblieben. Der älteste Sohn wäre wohl befähigt und auch verpflichtet gewesen, dieses Denkmal von der lebenslang bewahrten Liebe des Vaters zu der Kirche seiner Heimat ihm zu einem Ehrengedächtnis aufzurichten; aber des Professors Studienwege gingen nach einer ganz anderen Richtung und von der treuen Anhänglichkeit des Vaters an Polen, an die alten Glaubensgenossen in der Brudereinheit, war auf den Sohn nichts übergegangen.

Ebenfalls auf einen Abschnitt des geplanten großen Geschichtswerkes weist eine andere unvollendet oder unveröffentlicht gebliebene Arbeit Jablonskis. Sie hat entfernt nicht die Bedeutung, die das Geschichtswerk hätte beanspruchen können, und doch sei um der Ursache willen, die den bereits Siebenzigjährigen zu der Arbeit veranlaßte, gestattet, hier auf sie einzugehen. 1728 war in Moskau von dem durch seine Feindschaft wider den Protestantismus berüchtigt gewordenen und deshalb unter der Kaiserin Anna und mit ihrer Gutheißung von Biron in die Petersburger Festung zur Haft verwiesenen Bischof von Iwer, Theophilakt Lopatinski, ein Buch im Druck veröffentlicht worden, dessen Verfasser, Stefan Jaworski³⁷⁾, Metropolit von Njasan und bis zur Errichtung des Synods 1721 Verweser des unbesezt gebliebenen und dann eingegangnen Patriarchats, bereits vor sechs Jahren gestorben war. Peter der Große, der von der Handschrift Kenntnis genommen, hatte unter starker Mißbilligung des Inhalts den Druck untersagt. Anders sein Nachfolger auf dem Throne. Mit Bewilligung des Kaisers Peter II. und unter Gutheißung des Synods erschien schon ein Jahr nach dem Tod des großen, aufgeklärten und den Protestanten wohlwollenden Zaren das böse, giftgeschwollne Buch, das der Synod „als ein heilsames, nützliches Buch zur Verteidigung der heiligen Katholischen Apostolischen Orientalischen Kirche wider die Lasterer der Christen, die Lutheraner und Calvinisten nebst deren Nachfolgern und Schismatikern, mit göttlicher Hilfe abgefaßt“ empfohlen hat.^{*)} Großes Aufsehen machte die arge Schrift bei ihrem Er-

^{*)} Der Titel der ursprünglich im ruthenischen Dialekt der kleinrussischen Sprache abgefaßten Schrift lautet in lateinischer Übersetzung: lapis sive petra

scheinen, zumal unter den in Moskau bereits zahlreich angesiedelten Protestanten; die Wogen der Erregung verbreiteten sich rasch bis hinüber nach Deutschland. Auszüge in lateinischer Übersetzung wurden an hervorragende deutsche Theologen gesandt und dieselben zur Widerlegung der schnöden Angriffe und zum Schutz der durch dieselben ernstlich bedrohten Glaubensgenossen in Rußland aufgerufen. Männer wie Buddeus, Mosheim und andere entsprachen gern dem Aufruf und wehrten mit scharfen Waffen den unerwartet aus der sonst so schweigsamen, wie in tiefen Schlaf versunkenen morgenländischen Kirche unternommenen Ausfall ab. Was Jaworski vorbrachte, verblüffte zunächst die deutschen Theologen. Sie kannten die Rüstkammern, denen die Angriffswaffen zum Teil bis aufs Wort entnommen, gar wohl und auch von dem Gift, mit welchem die Pfeile getränkt waren, hatten sie längst Proben aus dem Heerlager der römischen Kirche erhalten. So meineten sie, daß der Verfasser der Schmähschrift entweder im Solde und unter dem Einfluß der Jesuiten geschrieben oder daß vielleicht gar ein schlauer Jünger Loyolas sich in das fremde Heerlager eingeschlichen, um von solch gesicherter Stelle aus die Dissidenten auf ihrem Vergewaltigungsgebiet zu schädigen, die Evangelischen unter ihnen und auch die Glieder der morgenländischen Kirche, die zahlreich im Osten des ausgedehnten polnischen Reiches angesiedelt waren. Der Inhalt der Brandschrift schien solcher Vermutung recht geben zu wollen, namentlich der letzte Abschnitt, der von Bestrafung der Ketzer handelt, und dem die meisten an deutsche Gelehrte gelangten Auszüge entnommen waren. Freve Worte wurden da wider die Protestanten geschleudert, die sich bis zu einem dämonischen Haß wider die Reformatoren und ihr Werk steigerten. So heißt es von Luther, daß mit ihm ein neuer Goliath aufgetreten, der die Streitschar des lebendigen Gottes höhrend herausgefordert und Schmäh- und Lasterworte wider die Braut Christi aus seinem kollernden Leibe ausgespieen (*contumeliis lacescens exercitum Dei vivi et varia convicia atque probra adversus sponsam Christi quasi rugito suo eructans*). Wohl wisse der Verfasser, daß dieser neue Goliath seinen Bogen wider den Papst und die römische Kirche gerichtet, aber die vergifteten Pfeile erreichten auch die Kirche des Ja-

fidei, orthodoxis sanctae ecclesiae filiis ad confirmationem et spirituales edificationem, offendentibus autem ad lapidem offensionis et scandali ad resurrectionem et emendationem. Moscu. Mense Octobris 1728. In Berlin habe ich von der ungemein selten gewordenen Schrift, die auch in Rußland seit langer Zeit fast völlig verschollen ist, kein Exemplar aufreiben können. Der verstorbene Erzbischof von Ischernigow, Philaret, hat in seiner Gesch. der Kirche Rußlands für die Schrift nur die Bezeichnung übrig „berühmte Abhandlung;“ es scheint fast, als ob er den Inhalt nicht genau gekannt, sonst würde der mildgesinnte Kirchenfürst der Abhandlung denn doch ein andres, bezeichnenderes Beiwort gegeben haben.

worski. Wie nun Davids Kieselsteine den alten Goliath zu Fall gebracht, so werde sein lapis offensionis dem neuen Goliath den Untergang bereiten. Als ob der Ruthene bei Majunka und seinen Gefinnungsgegnossen in die Schule gegangen, so ruft er aus: meinet doch nicht, als ob uns das Leben eures Erzrabbi (archirabini vestri Lutheri) unbekannt geblieben wäre! In Schafskleidern schleichen die Lutheraner sich bei uns ein, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Schafskleider sind es, wenn sie vom Glauben gar fromm reden; als reißende Wölfe erweisen sie sich, wenn sie unter dem Deckmantel solchen Geredes allen Sünden die Tore weit öffnen. Und was sind die Folgerungen solch gottloser Lehre? Morde, stehle, lege falsches Zeugnis ab, tue was dich gelüstet, ja werde dem Teufel an Bosheit gleich: trotz alledem sei unbesorgt; so du nur glauben wirst, heilt dich der Glaube an Christum allein (trucida, furare, falsum die testimonium, fac quae lubet, ipsi satanae aequalis fias malitia, nihilominus mitte metum. Tantum credes, fides in Christum sola salvat)! Den angerufenen deutschen Theologen war der Nachweis nicht schwer, daß der hochgestellte Metropolit von Kajan seine Pfeile wider die Evangelischen nicht aus der Waffenkammer der morgenländischen Kirche entnommen, die sie aus eigenem Vermögen nicht hätte bieten können, vielleicht auch nicht wollen; daß er sie vielmehr der römischen Kirche entliehen, den streitbaren Heroen Bellarmin, Becanus und ihren Gefinnungsgegnossen. Ein wie gelehriger Schüler dieser Kämpfer wider die Kirche der Reformation gewesen, hatte Jaworski schon seit Jahren in Predigten befundet, so daß deren Hörern die Angriffe seines „Fels des Glaubens“ nicht unerwartet und befremdlich waren.*)

Bald nach dem Erscheinen des bösen Buches trafen bei dem getreuen Anwalt der angetasteten oder vergewaltigten Evangelischen im Ausland, unsrem auch in Rußland wohlbekannten Berliner Hosprediger wiederholt drängende Briefe ein, den so schnöde hingeworfenen Fehdehandschuh auf-

*) So hatte er 1714 in einer Predigt mit Hinweis auf 2 Tim. 1, 15 ausgerufen: „Heiliger Paulus, würdest du jetzt hier dich erheben und um dich schauen, so würdest du nicht nur in aller Welt, sondern auch in dieser Stadt (Moskau) nicht etwa zwei, sondern Unzählige erblicken, welche sich durch den neuen Phygellus — Luther — und den neuen Hermogenes — Calvin — haben verführen lassen.“ Und schon sechzehn Jahre früher hatte er in einer Predigt den deutschen Reformator einen „dreifach verfluchten Ketzer, einen mit höllischem Gift erfüllten Wurm, einen garstigen, gottverhassten Verführer, einen wahrheits Hassenden Ketzer, eine taube Ratte“ gescholten. Den argen Scheltzer überraschte freilich peinlich bei den in Petersburg 1715 stattfindenden Verhandlungen — wie Fechner mitteilt (I, 448) — als der der Zuneigung zur protestantischen Lehre verdächtige Iweritinow angab, daß der grimmige Luthergegner Jaworski die von dem Erzbischof Maximowitsch ins Russische übersehte und ihm gewidmete Schrift des berühmten lutherischen Theologen Johann Gerhard, *Meditationes sacrae*, eifrig unter seinen Gläubigen verbreitet habe.

zuheben und die gefährdeten und sich ernstlich bedroht fühlenden Protestanten im Reiche des den Ausländern nicht holden Zaren Peter II. zu schützen. Die ersten Schreiben scheinen von Baron Hujssen in Moskau an Jablonski gelangt zu sein, einmal — es war im Sommer 1731 — nicht weniger wie sechs ausführliche Briefe von ihm in dieser Angelegenheit binnen sieben Wochen. Seit länger wie einem Vierteljahrhundert (seit 1702) war der deutsche Baron in Rußland und im Dienste des Zaren. Peter der Große hatte ihn herangezogen in erster Linie, um mit seiner Feder zu Gunsten Rußlands zu wirken. Er war es, der unter dem angenommenen Namen Peterßen die weitverbreitete, leidenschaftliche, höhrende Flugschrift*) von Neugebauer, des 1702 entlassenen Erziehers des Zarewitsch Alexei, die fast in ganz Europa häßlichen Staub wider den großen Zaren aufgewirbelt, zu widerlegen hatte. Nach der Entlassung Neugebauers war Hujssen, der das volle Vertrauen Peter des Großen sich erworben, Erzieher des unglücklichen Zarewitsch geworden; zu spät wohl, um einen günstigen Einfluß auf seinen Zögling ausüben und die früh eingetretene Spannung zwischen Vater und Sohn ausgleichen zu können. Schon 1705 wurde die Erziehung russischen Händen anvertraut; der deutsche Baron aber, wie er in der Gunst des Zaren blieb, so auch in der eifrigen Tätigkeit, im Ausland eine wohlwollende Gesinnung für Rußland und seinen Zaren zu wecken. Selbstverständlich, daß er das Verbot der Drucklegung der Jaworski'schen Schrift gut hieß, daß er aber auch von ihrer Veröffentlichung durch den Sohn seines einstigen kaiserlichen Zöglings schmerzlichst berührt wurde. Sie war ein deutliches Zeichen von der verhängnisvollen Wendung der zarischen Politik gegenüber Westeuropa und den Evangelischen. Auch der lutherische Pastor an der Moskauer neuen Kirche (die heutige Peter-Paulskirche), der aus Quedlinburg gebürtige Pastor Reichmuth, wandte sich mit dringender Bitte an den bewährten reisigen Kämpen in Berlin.

Trotz seines hohen Alters entschloß sich Jablonski, die Bitten zu erfüllen. Unter den deutschen Theologen war er wohl der einzige, der nicht auf immerhin mangelhafte Auszüge und Übersetzungen der argen Brandschrift angewiesen, sondern das ganze Buch in der Urschrift zu lesen im Stande war. Ebenso konnte kaum einer derselben sich einer gleichen genauen Bekanntschaft mit der Kirche rühmen, aus deren Mitte der An-

*) Der Titel lautet: Vertrautes Schreiben eines vornehmen deutschen Offiziers an einen gewissen hohen Potentates Geheimen Rath wegen der üblen Handthierung der fremden Offiziere so die Moscovitter in ihre Dienste locken. Ohne Druckort 1704. (Vergl. Minzloff, Pierre le Grand dans la littérature étrangère. 1872). Die Gegenschrift von Hujssen hat den Titel: „Ausführliche Beantwortung des freventlichen Pasquils: Vertrautes Schreiben u. s. w.“ Ebenfalls ohne Druckort 1706.

griff wider die Lutherische und reformierte Kirche kam. Zwei weitere Beweggründe zur Übernahme der Arbeit teilt Jablonski vertraulich einem Freunde mit. Die bis dahin erschienenen Widerlegungen, namentlich die des Buddeus, die sich nur auf den letzten Teil des Buches inbetreff der Ketzer und ihrer Bestrafung beschränkten, berücksichtigten ausschließlich die wider die Lutheraner geführten Schläge, die damals durch die dem Reiche einverleibten Ostseeprovinzen die Mehrzahl der Evangelischen in Rußland bildeten und auch einen nicht geringen Einfluß bei Hofe gewonnen hatten. Jaworski aber wütete gleichermaßen wider die Anhänger des neuen Phygellus und Hermogenes, und so fühlte sich der Hosprediger der Hohenzollern verpflichtet, nun auch für den schwächeren der angegriffenen Teile, seine reformierten Glaubensgenossen, eine Lanze einzulegen. Ein weiteres kam hinzu. Der siebenzigjährige Greis hatte eben eine lange, schwere Krankheit bestanden. „Die wunderbare Providenz des allgütigen Gottes — so meldet er dem Freunde — gönnt mir nach lektüberstandner Krankheit gleichsam neuen Mut und Kräfte Leibes und Gemütes, also daß ich meine ordinären und extraordinären Arbeiten mit mehrerer Lebhaftigkeit als etwa vorhin verrichten kann. Ich weiß zwar nicht, ob es bloß die auflodernde Flamme einer jetzt verlöschenden Lampe sei oder ob der Herr des Lebens wirklich ein paar Tropfen neuen Oles in die alte Lampe gegossen habe. Dem sei aber wie ihm wolle, ob zwar meine Sonne am Untergang ist, jedoch weil es noch Tag ist, will ich gerne arbeiten, ehe es Nacht wird. Gott gönnt mir auch einige Erquickungen dabei, wodurch ich mich nach der Tageslast wieder erholen kann.“

Mit jugendlichem Eifer machte sich der Greis an die Widerlegung. Sie sollte sich nicht nur auf den letzten, von Buddeus und Mosheim allein berücksichtigten Teil beschränken, sondern das ganze Werk als eine bedeutame Stimme aus der morgenländischen Kirche ins Auge fassen, zu deren Erwiderung seine ausgedehnten Studien der slavischen Kirche ihm reichen Stoff boten. Welch gründliche und auch weit ausgedehnte Vorstudien der Gelehrte machte, ist dem zu entnehmen, daß er selbst des Usserius answer to the challenge durcharbeitete. Freilich mag darin auch ein Grund zu suchen sein, warum er nicht zu einem zeitigen Abschluß der Gegenschrift kam. Im Frühjahr 1731, als er mitten in der übernommenen Arbeit war, lehrte der württembergische Professor Bülfinger, der für fünf Jahre von Tübingen an die Petersburger Akademie der Wissenschaften „geliehen“ worden war, auf der Rückreise in die Heimat bei ihm, dem Vorsitzenden der Berliner Akademie, ein. Die Beiden hatten eifrige Unterhaltungen über die Lage der Protestanten in Rußland und über das Jaworskische Buch. Bülfinger hatte seinen Aufenthalt in Petersburg auch dazu benutzt, den 12. Ab-

schnitt des Buches über die Bestrafung der Ketzer ins Lateinische zu übersetzen. Mit sehr gehaltvollen Anmerkungen von ihm versehen, erschien seine Arbeit 1735 in Tübingen, wo er seit seiner Heimkehr Professor der Theologie geworden, im Druck.*) Jablonski konnte seinem Gast mitteilen, daß er seiner Widerlegung eine längere Einleitung zum Verständnis des Jaworski'schen Werkes vorausgehen lasse, dieselbe bereits fertiggestellt, sie auch Pastor Reichmuth zur Begutachtung nach Moskau gesandt, da in derselben eingehend auf Moskauer Verhältnisse bezug genommen werde, über welche bei so weiter Entfernung (Jablonski war nie in Moskau gewesen) leicht Irrtum einschleichen könne. Die dortigen Freunde hatten nichts in dieser Einleitung zu berichtigen, waren auch über die dialogistische Art der ganzen Behandlung wohl zufrieden. Die sich je mit der Geschichte unsrer evangelischen Glaubensgenossen in Rußland beschäftigt, werden bei den ungemein kärglich fließenden Quellen der damaligen Zeit den Verlust dieser Einleitung bitter beklagen.

Mit Ungebuld sah man der Veröffentlichung der Jablonski'schen Widerlegung entgegen.***) Die allseitige Erwartung wurde getäuscht; die Entgegnung erschien nicht. Ist Jablonski nicht zum Abschluß der nun doch wohl zu groß angelegten Abwehr gelangt? Oder aber hat er zu lange mit der Veröffentlichung gezögert, daß die Teilnahme an dem ganzen Handel früher erlosch und jene vereinzelte Stimme recht hat, die meint, daß Jablonski für seinen Spätling keinen Verleger mehr gefunden? In Deutschland waren auch damals schon Drutherrn ängstlich, die Herausgabe eines wissenschaftlichen Buches zu wagen, mit dem voraussichtlich kein „Geschäft“ zu machen war. Es ist nicht ratsam, zwischen Angriff und Abwehr eine zu lange Zeit verstreichen zu lassen, zumal wenn, wie in diesem Falle, die Zeit selbst es eilig hat, den schändlichen Angriff wohlverdientem Vergessen auszuliefern.

*) Die vor mir liegende Schrift hat den langen Titel: Stephani Jaworskii, metropolitae Resanensis et Muromensis, discursus de poena hereticorum, noviter ab ecclesia se avellentium, ex opere illius polemico, quod non ita pridem Ruthenico sermone prodiit, in latinum idioma translatus et notulis adauctus opera Georgii Bernhardi Bülfingeri, S. S. Theol. prof. publ. ord. et illustris stip. superattendentis.

**) Der Vater der neueren Kirchengeschichte, der Helmstedter und Göttinger Professor Mosheim schließt seine 1733 erschienene Abhandlung (in i. Syntagma dissertationum) mit den Worten: „Des ehrwürdigen Dan. E. Jablonski Arbeit, in welcher er das vollständige Nachwerk des Jaworski gelehrt und gründlich widerlegt, ist, wie ich höre, fertig und wird demnächst erscheinen (propediem publici juris fiet). Ich bitte Gott von Herzen, daß es sich so uns allen, zumeist aber den Ruthenen, deren Sache und Wohl ganz besonders darin vertreten wird, glückbringend und heilsam verhalten möge.“